

Großvater Kindsmagd.

Von Carl Gerok.

Zu einer Original-Zeichnung von Oscar Pletsch.



Kindsmagd muß der Ehni*) sein,
Seufzet leis: o Je!
Schwingt das Kind auf dürrem Bein;
Kindlein denkt: o weh! —
Brennt nur erst sein Pfeisichen an,
Daß er friedlich schmauchen kann,
Kommt schon alles auf die Bahn;
Wart' nur, kleine Fee!

Ehni hütet ganz allein
Seine kleine Fee;
Wo mag wohl der Vater sein?
Vater fuhr in Klee;
Mutter in der Küche sitzt,
Auf Mittag Kartoffeln schnitt,
Schwester in der Schule schwitzt,
Lernt das A B C.

Spielmann soll der Ehni sein,
Seufzet leis: o Je!
Fällt ihm halt kein Liedchen ein,
Kindlein denkt: o weh!
„Trallera und Hopsaja!“
„Hopsaja und Trallera!“
Kindlein kann's im Schlafe ja;
Alter Ehni, geh!

Singt dem Kind ein Vögelein
Hoch aus blauer Höh,
Spielt der goldne Sonnenschein
Ihm auf Gras und Klee;
Schleicht ein Stündlein oder zwo
Wie im Traum vorüber so,
Mutter kommt, macht beide froh!
Ehni, jekt Ade!

*) Ehni schwäbisch: Großvater.



Auf die See und wieder heim.

Jugenderinnerungen

von

Wilhelm Kaiser.

Original-Zeichnungen von C. Köhling.

Die See — welcher Zauber liegt in diesem einen kleinen Worte! Eine lange, lange Reihe von Jahren ist vergangen, seit ich sie zum ersten Male erblickte; inzwischen ist das weite Weltmeer eine Zeit lang meine Heimat gewesen, und seit ich ihm untreu geworden, um mein dauerndes Heim auf festem Boden zu gründen, hat mich die Sehnsucht gar oft an den Strand getrieben: aber jener erste Eindruck ist mir nie entschwunden, er lebt mit frischen, unverblähten Zügen in meiner Seele.

Es war an einem sonnigen Herbsttage. Durch den herrlichen Park, der sich von der holländischen Residenzstadt Haag fast bis zum Strande ausdehnt, hatte ich bald den Badeort Scheveningen erreicht. In den frischdunstenden Straßen des Ortes deutete Alles auf die Beschäftigung seiner Bewohner hin: die zum Trocknen aufgespannten Netze, die Schauläden mit buntfarbigem Muscheln, Seesternen, Korallen und anderen Wundern der Tiefe. Mich hielten die Merkwürdigkeiten fremder Zonen nicht auf, erwartungsvoll eilte ich dem Strande zu. Schon drang das Rauschen der Brandung an mein Ohr, als die Düne noch den Anblick des Oceans verdeckte. Klopfsenden Herzens erreichte ich die Höhe: da lag in ihrer ganzen Majestät die See vor meinen Blicken. Wie eine gewaltige Mauer thürmte sich das grüne Wasser auf, um in weiter, nebliger Ferne mit dem Himmel in Eins zusammenzuströmen. Welle auf Welle kam und stürzte am Strande den weißen Gischt aufschlendernd in sich zusammen. In der Ferne aber zogen im Sonnenglanze schimmernd die weißen Segel vorbei, in die weite, weite Welt! Wie verloren schaute ich ihnen nach.

Allmählig kam ich wieder zu mir selber und hatte wieder Augen für meine nächste Umgebung. Das prächtige Kurhaus, die geräumige Terrasse mit der Aussicht auf das ewigbewegte Meer, das bunte, mannigfaltige Treiben der Badegäste vermochte mich

nicht zu fesseln; an das Wasser hinab zog es mich, ich mußte die Füße neigen in der heiligen Flut, die ich so gerne schon meine Heimat genannt hätte. Kreischende Möven wiegten sich auf den Wassern: es war mir, als ob sie riefen, ich sollte mich beeilen zu ihnen zu kommen. Mit schwerem Fluge zogen die wilden Gänse in weitem Kreise um mein Haupt, um über die Brandung hinauszuschließen, als ob sie mich locken wollten ihnen zu folgen. Ein neues ungewohntes Bild nahm nun mein Auge gefangen. Gerade vor mir tauchte plötzlich ein Segel auf, dort ein zweites, ein drittes, ein ganzes Dutzend. Immer näher kamen sie, bis sie im seichten Wasser auf dem Sande festsaßen. Aus dem Dorfe eilten scharenweise Frauen und Kinder mit Körben und Kübeln. Schwere Wagen mit plumpen Pferden arbeiteten sich durch den tiefen nassen Sand bis an die Schiffe heran, die bei fortschreitender Ebbe bald völlig auf dem Trocknen stehen. Es sind die heimkehrenden Fischerboote, welche ihres reichen Fanges sich entladen, um nach eingetretener Flut von neuem zu ihrem mühsamen, oft nur zu gefährlichen Gewerbe anzufegeln.

Erst die sinkende Nacht mahnte mich, daß es Zeit zur Rückkehr sei.

Das war mein erster Tag am Strande; wenn ich seiner gedenke, wallt mir das Herz und ich möchte zur Stunde hinauseilen, um Blick und Gemüth an dem rauschenden, dem ewigen Meere zu erquicken. —

So lange ich denken kann, lebt diese Sehnsucht nach der See in meinem Innern.

Meine Wiege stand in einem Landstädtchen, das ringsum von waldigen Höhen umgeben ist. Ein unbedeutender Fluß bietet nicht einmal der kleinsten Ruffschale Fahrwasser, und der rohgezimmerte Fischernachen auf dem Weiher des benachbarten Schlosses ist das einzige schiffartige Fahrzeug in der ganzen Umgegend. Bis zu meinem fünfzehnten Jahre war ich kaum bis über die nächsten Dörfer hinausgekommen; schiffbare Flüsse und gar das Meer kannte ich nur durch Bücher, und doch diese unbezwingliche

Sehnsucht nach dem Ocean, diese untilgbare Vorliebe für Alles, was mit der See zusammenhängt! Auf die Frage: „Was willst du werden?“ antwortete ich stets: „Ich gehe auf die See!“ Als ich größer wurde und ernstlicher an die Zukunft denken lernte, da wurde die zuerst in kindlicher Tändelei geforderte und gegebene Antwort zur festen Absicht und endlich zur fixen Idee. Der entschiedene Widerspruch des Vaters war mein großer Schmerz.

Seeabenteuer und Entdeckungsreisen, die ich mit wunderbarer Erfindungsgabe in Menge zu verschaffen wußte, lieferten der Einbildungskraft den reichsten Stoff. Daneben lernte ich mit eisernem Fleiße fremde Sprachen; und oft, wenn meine Eltern mich im tiefsten Schlafe wähten, saß ich im Bette, irgend eine Grammatik in der Hand, und lernte Vocabeln über Vocabeln. Auch für die Natur, besonders die Pflanzenwelt, hatte ich lebhaftes Interesse: wie freute ich mich darauf, im fernen Java oder im tropischen Urwalde Südamerikas prächtig blühende Pflanzen zu sammeln und meinen Sammlungen einzuwerleiben! Meine Phantasie lebte nur in fernen Zonen. Wie muß ich jetzt über die thörichten und doch so prächtigen Träume lächeln! Wie ganz anders sollte das im rosigen Lichte mir vorschwebende Seemannsleben sich zeigen! Doch ich darf nicht vorgreifen.

Der Widerstand des Vaters gegen meine abenteuerlichen Hirngespinnste, wie er sie nannte, schien unüberwindlich. Selbst die Fürsprache der Mutter, welche meinen festen Entschluß vergeblich zu erschüttern versucht hatte, aber endlich mit Betrübnis die Fruchtlosigkeit ihrer Vorstellungen einsehen mußte, vermochte nicht jenen günstig zu stimmen. Trübsinnig und verschlossen ging ich in jenen Tagen umher; ach, ich war unempfänglich für die Freundlichkeit der Meinigen und undankbar dazu, nur mit meinen Lieblingsbüchern beschäftigt. Ich war recht unglücklich! So stand ich oft Abends an dem Fenster meines zur ebenen Erde gelegenen Zimmers. Die Sterne funkelten am Himmel, ihr Schein, dachte ich, spiegelt sich jetzt auch in den Wogen der glänzenden See. Solches Sehnen ergriff mich dann oft plötzlich, daß ich laut aufschluchzen mußte. Die zärtlichste Mutter, den wohlmeinenden Vater zu verlassen, ging mir wohl recht nahe, aber meine leidenschaftliche Neigung schien mir unüberwindlich. So gingen Jahre hin. Die stete Aufregung nahm meine Nerven so sehr mit, daß eine heftige Krankheit mich auf's Lager warf. Die ungeru gegebene Einwilligung meines Vaters rettete mich vielleicht von einem frühzeitigen Tode. Als ich wiederhergestellt war, wur-

den die Vorbereitungen zu meiner Abreise getroffen: die nöthige Ausrüstung wurde beschafft, der Koffer gepackt: er enthielt meist Bücher und Einrichtungen zum Pflanzentrocknen. Ein weitläufiger Bekannter in Rotterdam wurde von meinem Eintreffen in Kenntniß gesetzt und um Förderung meiner Absichten gebeten.

So nahte der ersehnte Trennungstag. Als aber die Scheidestunde kam, da wurde mir's gar trübe vor den Augen, und als ich in der Postkutsche am väterlichen Hause vorbeifuhr, da wollte mir das Herz schier brechen vor nie gekanntem Weh. Um die nächste Eisenbahnstation zu erreichen, bedurfte es einer Fahrt mit der Post von mehreren Meilen. Der Postillon schmetterte ein lustiges Lied in die Nacht hinaus, der Mond schaute mich durch die Fenster des Wagens so traulich an, die Weiden am Chausseerande nickten mir zu und schlugen dann und wann mit ihren langen Armen an die Scheiben, um mich aus meinem dumpfen Hinbrüten zu erwecken. Die Landstraße führte gerade durch einen Erlbruch. Die schlanken Stämme ließen die Windungen des im Mondschein glitzernden Baches erkennen; wallende Nebel zogen über den rieselnden Wellen her; schwankend und wogend bildeten sie die abenteuerlichsten Gestalten. Das Wasser des Baches wurde zum rauschenden Ocean, die Erlstämme waren ein Mastenwald, die grauen Nebelmassen blähetten sich zu schwellenden Segeln auf. Allmähig schwanden die trüben Gedanken: eine helle sonnige Zukunft öffnete sich vor dem geistigen Auge. Ich fuhr in schwankendem Schiffe auf dem Ocean. Plötzlich ballten sich die Wolken zusammen, Donner rollte durch die Nacht, Blitze zuckten vom finsternen Himmel, der Sturm peitschte die Wogen, daß sie über dem krachenden Fahrzeuge zusammenschlugen. Mit flatternden Haaren hielt ich mich an der auf- und abfliegenden Raa, um das zerfetzte Segel zusammenzuraffen: — da, ein plötzlicher Ruck, das Schiff sitzt auf dem Felsen. Ein klaffender Leck läßt Ströme Wassers ein, peilschnell sinkt das Fahrzeug — die strudelnden Wogen schließen sich über ihrem Rande. In Todesangst habe ich mich festgehalten und treibe nun, ein Spiel des aufgeregten Elementes, umher. Nichts als stürmisch aufgeregtes Wasser, schwarzer Himmel, rollender Donner, zuckende Blitze! Meine Kräfte schwinden, Todesangst ergreift mich, ich kann mit den erstarrten Händen mich nicht mehr halten, ich lasse los und —

„Junger Herr, wachen Sie auf, der Zug ist schon eingefahren; Sie müssen sich beeilen!“

So rief, mich aus dem Schlafe rüttelnd, der

Conducteur. Schnell rieb ich mir die Augen, hatte bald ein Billet gelöst, mein Gepäck aufgegeben und dampfte mit Windeseile einem ungewissen Geschick entgegen.

Unter der Anleitung eines alten Lehrers, der sich viel mit dem Studium fremder Sprachen beschäftigte, hatte ich auch die Anfangsgründe des Holländischen erlernt und glaubte so viele Kenntnisse darin zu besitzen, um mir im Lande der Mynheers selbst forthelfen zu können. Mit Spannung erwartete ich, daß der Zug jenseits Emmerich die Grenze überschreite. Die Zollbeamten in der ersten holländischen Station redeten mich noch deutsch an; als aber die Reise weiter ging, klangen zum ersten Male die zwar nicht sehr lieblichen, aber von mir verstandenen und deshalb angenehmen Worte des Schaffners an mein Ohr: „Instappen, Mynheer; uw Kaartje, als U belieft.“*) Ich war also in Holland, dem Lande, in dem ich das Seemannsleben beginnen sollte. Warum ich gerade in Holland Seemann werden und nicht in die deutsche Marine eintreten wollte? Diese Frage, mein lieber junger Leser, liegt ja sehr nahe und ist leicht zu beantworten. Erstens gab es damals keine deutsche Marine, denn es war geraume Zeit vor den glorreichen Jahren 1866, 1870 und 1871, in denen das deutsche Reich neu gegründet und die Möglichkeit einer stattlichen, eines großen Volkes würdigen Seemacht erst geschaffen wurde; und zweitens wandte ich mich nach Holland, da ich in keiner einzigen deutschen Seestadt Beziehungen hatte und in Rotterdam, wie schon erwähnt, ein entfernter Bekannter meiner Familie lebte.

Nachdem ich während der Fahrt, die erst durch öde Haide Strecken, dann durch üppige, von schnurgeraden Canälen in regelmäßige Vierecke getheilte Wiesen führte, in meiner Unterhaltung mit den Reisegefährten die betrübende Entdeckung gemacht hatte, daß, trotz der Verwandtschaft der holländischen Sprache mit dem Plattdeutschen meiner Heimat, noch manchen Wortes und Satzes Sinn mir verborgen blieb, langte ich in Rotterdam an. Der Bahnhof liegt dicht an der Maas, die in majestätischer Breite im Mondschein glitzerte. Hunderte von Masten erblickte ich längs des Ufers, ohne daß ich jedoch die Umrisse der Schiffskörper in dem Dunkel zu unterscheiden vermochte. Bald rollte die Droschke über die zum Theil mit schiffbedeckten Grachten eingefassten Straßen, um nach einiger Zeit vor dem Hause des Herrn Veltheim zu halten, an den ich mich wenden sollte,

um das Ziel meiner Wünsche zu erreichen. Herr Veltheim, von Geburt ein Deutscher, war vor vielen Jahren nach Holland gekommen, wo er zuerst in Utrecht, dann in Rotterdam mit Geschick und Sachkenntniß einer Druckerei vorstand.

Ich wußte außer meinen Eltern Niemand auf der Erde, dem ich mehr zu Danke verpflichtet wäre, als diesem vortrefflichen, für alles Hohe und Edle begeisterten Manne. Manche von ihm empfangene Eindrücke haben nicht nur nachhaltig, sondern geradezu bestimmend auf meine geistige Entwicklung gewirkt. War er es doch auch, welcher zuerst entdeckte, daß nicht die Lust am rohen Seemannsleben, nicht der Trieb nach Abenteuern und absonderlichen Erlebnissen mich auf das weite Weltmeer zog, — daß vielmehr die Wissenslust, der Eifer fremde Völker, Sitten, Sprachen zu studiren, fremde Naturgegenstände kennen zu lernen mich in die Weite trieb, daß in meiner kindlichen Einbildungskraft dieses Sehnen mit dem Seemannsberufe in innigen Zusammenhang gebracht und verschmolzen wurde.

Aus dem Briefwechsel mit dem Herrn Veltheim, der meiner Abreise vorausgegangen war, hatte ich ohne großen Scharfsinn herauslesen können, daß er mich für einen Knaben hielt, mit dem man zu Hause nichts anfangen könnte. Trotz den gegentheiligen Versicherungen meiner Eltern mochte dieser Verdacht wohl nicht ganz verschwunden sein; denn es ist in Seestädten etwas gar Gewöhnliches, daß Söhne angesehener Eltern auf die See geschickt werden, „Het zeeगत uit“, wie der Holländer sagt, um ein Jährchen oder zwei bei schwerer Arbeit, harter Kost und durchaus nicht milder Behandlung die Lust zu schlechten Streichen abzulegen und als brauchbare Mitglieder der menschlichen Gesellschaft zurückzukehren.

So durfte ich mich nicht wundern, daß ich etwas kühl empfangen wurde. Trotzdem wurnte mich dies, da ich ja die wohlwollende Gesinnung meines väterlichen Freundes nicht kannte, und ein gewisses Mißtrauen, ein Vorurtheil nistete sich in mir ein, welches mir fast verhängnißvoll werden sollte.

Das außerordentlich schmale Haus, welches seinen mit wunderbaren Schnörkeln verzierten Giebel hoch in die Luft streckte, enthielt in den untern Stockwerken die Geschäftsräume, während einige Zimmer über denselben der Familie eine zwar freundliche, aber recht enge Wohnung boten. So durfte ich es nicht übel deuten, daß mir Herr Veltheim statt ein auch noch so bescheidenes Lager anzubieten, den Vorschlag machte, mich sofort in das Leben und

*) „Einsieigen, mein Herr; Ihr Billet, wenn's beliebt.“

Treiben der Seeleute einzuführen. Obgleich müde und abgepaunt von der langen Reise, konnte ich nur mit Dank zusagen, und so wurde mein Gepäck gar nicht abgeladen, sondern sofort nach einem Seemannswirthshause auf dem Schiedamschen Dyl geschickt. Wir folgten zu Fuße durch die belebten Straßen. Ab und zu begegnete uns mehr brüllend als singend ein Haufen betrunkenen Matrosen, auf die als meine künftigen Berufsgenossen ich manch scheuen Blick warf.

Während ich meinem Begleiter auf seine Fragen nach Vaterstadt, Familienverhältnissen und gemeinschaftlichen Bekannten Auskunft gab, wobei ich nur ab und zu meine Augen nach den wunderlichen, bald treppenartig aufgebauten, bald in verschörkelten Bogen in die Luft ragenden Giebeln der Häuser schweifen ließ, erreichten wir das Haus, in welchem ich meine erste Nachtruhe im fremden Lande finden sollte.

Nach kurzem Lebewohl und der Aufforderung ihn am nächsten Tage zu besuchen, übergab mich mein Beschützer dem Inhaber des Hauses und empfahl sich.

Es war eine der gewöhnlichsten Matrosenkneipen, in welche mich Herr Beltheim wohl nicht ohne Vorbedacht geführt hatte. Er mochte vielleicht gedacht haben, mich gleich zu Anfang von einem Berufe zurückzuschrecken, der seiner Meinung nach zwar tüchtige und kenntnißreiche Männer zählte, von dem im Großen und Ganzen aber einem jungen Menschen von guten Anlagen und guter Familie zu jener Zeit durchaus abzurathen war.

Die Absicht erreichte er nun eben nicht.

Der Raum, in den ich mich plötzlich versetzt fand, hatte freilich keine Spur von Romantik. Von der Straße führte die Hausthür sogleich in einen Laden, in welchem neben mancherlei für einen Seemann nothwendigen oder angenehmen Dingen hauptsächlich Branntwein verkauft wurde. Entweder nahmen die Kunden von Baas Jansen ihren „Jenever met suiker**“ vor dem Ladentische stehend, oder, wenn ihnen das Stehen durch zu reichlichen Genuß des Lieblingsgetränkes beschwerlich oder unmöglich geworden war, an einem kleinen Tischchen sitzend ein, welches an die Wand gelehnt, zwei Personen Platz bot. Hinter dem Laden war ein Zimmer, das der Familie des Wirthes sowie seinen Gästen zum Aufenthalt während des Tages diente, während einige Schlafkammern im oberen Stockwerke zur nächtlichen Ruhe einluden. Man erreichte diese durch

*) Wachholterbranntwein mit Zucker.

eine Hühnerstiege, welche ich, meinem Wirthes folgend, bald erkletterte: eine Vorübung für das Erklimmen der Wanten, dachte ich. Ich war recht müde und deshalb verzichtete ich darauf, mit den Gästen im Laden und den Hausgenossen im Familienzimmer nähere Bekanntschaft zu machen. Selbst als der behäbige Wirth mich als Landsmann begrüßte und mir in eigenthümlichem Klauervelsch, welches weder Holländisch noch Deutsch war, erzählen wollte, wie er vor zwanzig Jahren aus Ostfriesland nach Rotterdam gekommen sei, konnte ich meinen Wunsch nach dem Bette nicht unterdrücken. „Morgen,“ sagte ich todmüde zu dem geschwägigen Manne, und „Morgen!“ so tönte es in meinem Innern. Welche neuen Eindrücke standen mir bevor, was sollte ich alles am folgenden Tage sehen, hören, erfahren!

Im Schlafzimmer angelangt, schaute ich mich verwundert um. Ein mäßig großes, weißgetünchtes Gemach mit einem Fenster, welches nicht, wie bei uns zu Lande, nach außen oder innen zu öffnen war, sondern in die Höhe geschoben werden mußte, enthielt außer einem Waschtisch etliche Stühle, einige Kisten und zwei Betten. „Zwei Betten für eine Person, das reicht ja zum Ueberflusse aus,“ wirst du sagen. Ja, wenn sie leer gewesen wären! Aber in jedem Schnarche vernehmlich ein Mensch. Ein fragender Blick auf meinen Wirth wurde von diesem trotz seiner augenscheinlichen Schwerfälligkeit im Denken verstanden.

„In diesem Bette liegt ein Landsmann von Ihnen, ein Leichtmatrose aus Memel; Sie müssen mit ihm Ihre Lagerstätte theilen, womit er sich übrigens einverstanden erklärt hat. Ein eigenes Bett habe ich nicht mehr für Sie. Auch der Russe in anderen Bette hat einen Schlafkameraden: es ist der schwedische Matrose, der unten im Laden seinen Schlastrunk nimmt.“ Das war etwa der tröstliche Inhalt der Worte meines biedern ostfriesischen Gönners. Ein Zimmer und zwei Betten sollte ich mit einem Deutschen, einem Russen und einem Schweden theilen: da hatte ich ja schon die schönste Gelegenheit, völkergeschichtliche Studien zu machen! Zunächst dachte ich freilich wenig daran, sondern entledigte mich meines Rockes und meines Schuhwerkes, um halb bekleidet neben meinem Memeler Landsmanne ein ganz bescheidenes Plätzchen einzunehmen. Knurrend rückte dieser nach der Wand hin, und bald hatte die gesunde Jugendnatur die Besorgniß, es möchte mir das Täschchen mit meiner Baarschaft, welches ich an einer um den Hals hängenden Schnur auf der Brust trug, während des Schlafes geraubt werden, überwunden, und ich war bald in

tiefern Schlummer gesunken, um erst, als das helle Sonnenlicht in das Zimmer schien, wieder aufzuwachen. Ich war allein. Mein Erstes war, nach dem Geldtäschchen zu greifen, welches ich unverfehrt vorfand.

Meine Bettnachbarn hatten sich entweder, was ich jedoch kaum glaube, so geräuschlos angekleidet und entfernt, daß ich nichts davon bemerkte, oder was wahrscheinlicher ist, mein Schlaf war so fest gewesen, daß mich ihre Hantierung nicht erwecken konnte.

Das ist der glückliche, sorglose Sinn der Jugend! Denkt euch einen noch nicht sechzehnjährigen Knaben in solchen Verhältnissen, in solcher Umgebung. Von einem Manne, auf den ich meine ganze Hoffnung gesetzt hatte, der mir einen Halt bieten sollte, wie ich glaubte kühl, ja abstoßend empfangen, in einer großen Stadt mitterfechtenallein, in einem elenden Matrosenwirthshause mit wildfremden Menschen zusammen, einer ungewissen Zukunft entgegengehend und doch ruhig schlafend bis in den hellen, lichten Morgen hinein! Nie habe ich den Sinn des Sprichwortes: „Ein gutes Gewissen ist ein sanftes Ruhelissen“ lebhafter begriffen, als damals. Ein gutes Gewissen hatte ich, ein felsfestes Vertrauen auf Gott stützte mich; und so stieg ich fröhlichen Blickes und voll Hoffnung die Hühnerstiege hinab, um zunächst in dem Hause, welches für eine Zeit lang wenigstens mein Aufenthalt sein sollte, mich näher anzusehen.

Kaum hatte ich mich zu dem in Holland allgemein üblichen Frühstücksthee niedergesetzt, als in dem Laden ein Getümmel entstand. Ich bemerkte durch die Glashür, welche beide Räume trennte, wie zwei bis an die Zähne bewaffnete Diener der Gerechtigkeit einen völlig betrunkenen Matrosen in das Haus hineinschleppten. Ein neues Bild zur Vervollständigung meiner Anschauung von dem künftigen Berufe! Wie ich durch meinen Memeler Landsmann erfuhr, hatte der Matrose Tags zuvor seine Löhnung für eine weitere Fahrt erhalten, einen Theil derselben dem Wirth in Verwahrung gegeben, den bei weitem größeren Theil aber nach allgemeinem Seemanns-Gebrauche in der Nacht verpraßt und schließlich noch seine Tacke als Pfand zurückgelassen. Bei einer Schlägerei, mit dem Messer in der Hand verhaftet, war er dann in die Herberge gebracht worden, wo zunächst seine persönlichen Verhältnisse festgestellt werden sollten. Ich entzog mich der widerlichen Scene, die aber, nach dem gleichgültigen Benehmen der Hausbewohner zu schließen, nichts Ungewöhnliches an sich zu haben schien, und verließ das Haus.

Rotterdam war die erste größere Stadt, die ich zu sehen bekam. Man kann sich also leicht mein Erstaunen über das Volksgewühl, die prächtigen und zum Theil wunderbar verschörkelten Häuser, die zahlreichen Canäle mit Tausenden und aber Tausenden von Schiffen jeder Art denken. Hier begegnete mir ein Trupp schwarzäugiger, fast dunkelbrauner Brasilianer, weiterhin erblickte ich zum ersten Male in meinem Leben einen Neger. In großes Erstaunen setzte mich die eigenthümliche, ins Blaue zugleich und ins Gelbe spielende Gesichtsfarbe der Malayen, sowie die schiefen, verschmizt in die Welt schauenden Augen mehrerer Japanesen, welche dazu bestimmt waren, die Besatzung eines von den Holländern erbauten japanesischen Kriegsschiffes zu vervollständigen. Das geschäftige Treiben, der wechselnde Anblick immer neuer Gegenstände, dazu der sonnenklare Himmel, der im schroffsten Gegenfaze zu dem erwarteten Nebelklima stand, hatten sehr bald den unbehaglichen Eindruck verschmizt, den die Art meines Nachtquartieres sowie der Auftritt am Morgen auf mich gemacht hatten. Einen besonderen Reiz übte das Leben und Treiben auf den Canälen auf mich aus. In der Mitte derselben ein stetes Hin- undherbewegen ankommender und abgehender Schiffe, am Ufer das tactmäßige Rufen der Matrosen, welche die Waaren vermitteltst Flaschenzügen aus dem Innern heraufholten, um sie Packträgern zu übergeben, die geschäftig zwischen dem Wasser und den gegenüberliegenden Lagerhäusern hin- und herlaufen. Wie wird sich jener lange Flußkahn — er hat gar fünf Masten! — aus dem Wirrwarr, in den er eingekieilt ist, losmachen? Man sollte kaum für möglich halten, daß das Fahrzeug durch die Hindernisse hindurch in freies Fahrwasser gelangen könne. Es gelingt aber doch! Hier stoßen die Bootsleute ein Schiff zur Seite, dort drängen sie sich zwischen zweien der Colosse durch, bis es stott geworden ist. Ich folge dem Kahn am Ufer, bis der Canal in die Maas einmündet, und befinde mich unter den „boompjes“, jener prächtigen Straße längs des majestätisch dahingleitenden Stromes, die von den schattigen Bäumen am Wasserrande ihren Namen hat. Schöne Häuser und gewaltige Magazine liegen den großen Seeschiffen gegenüber, die dicht an den Quadern des Ufers anfern. Gestehe ich's nur, der erste Eindruck, den die größten Ostindienfahrer auf mich machten, war einer Enttäuschung nicht unähnlich. Ich hatte sie mir viel größer vorgestellt. Da waren die langen Flußkähne denn doch ganz andere Riesen — dem äußeren Anscheine nach. Ich bedachte oder wußte vielmehr nicht, daß die Seeschiffe

tief im Wasser liegen, und wie viel Raum die gebogenen, dickbäuchigen Wandungen umschließen. Doch eine nähere Beschreibung eines solchen schwimmenden Hauses will ich auf günstigere Gelegenheit versparen. Da die Mittagszeit herangekommen war, kehrte ich endlich in meine Herberge zurück. Hier hatten zwei Personen nach mir gefragt, ein Bote des Herrn Veltheim mit einer Einladung für den Abend, und ein Landsmann, ein Zwischenhändler und Agent, Namens Flemming, der mir völlig unbekannt war. Letzterer hatte seine Wiederkehr nach dem Mittagessen angekündigt. Mit Spannung erwartete ich sein Erscheinen, da ich mir nicht denken konnte, was ein wildfremder Mensch mit mir zu schaffen haben mochte. Mit der Schilderung des Mittagessens will ich meine jungen Leser nicht belästigen; ich war auch in dieser Beziehung auf Alles gefaßt und fand, was ich nach den Umständen erwarten mußte, die schlechteste Schiffskost. Kaum hatte ich meine Ration verzehrt, als Herr Flemming ins Zimmer trat. Es war ein Mann in den mittleren Jahren von einnehmendem Aeußeren. Ein sorgfältig gepflegter Vollbart umrahmte ein Gesicht, dessen Züge den höflichen und formgewandten Geschäftsmann verriethen. Ein Packet in schwarzem Wachstuche, welches er unter dem Arme trug, ließ keinen Zweifel an seinem Berufe. Die biedere Art und Weise, wie mir Herr Flemming die Rechte entgegenstreckte und mich als Landsmann begrüßte, nahm mich sofort für ihn ein. Nachdem er das Packet dem Wirth, mit dem er genau bekannt zu sein schien, in Verwahrung gegeben hatte, lud mich mein neuer Bekannter zu einem Spaziergange ein. Gern sagte ich zu, da ich mir von einem Ortskundigen manche Auskunft und Belehrung versprach. Ich hatte mich nicht getäuscht. Die sehenswerthen Gebäude der Stadt, das Rathhaus, die Domkirche mit den Grabmälern der berühmten Admirale de Witt und van Brafel, die prächtige Börse, das Standbild des gelehrten Erasmus, der zoologische Garten wurden besichtigt und boten manche Bereicherung des Wissens. Inzwischen dämmerte der Abend herauf. Ich äußerte meinem Begleiter gegenüber, ich müsse mich nunmehr von ihm verabschieden, da ich noch einen Besuch zu machen habe.

„Schon eine Bekanntschaft gemacht?“ war die verwunderte Antwort.

„Es ist ein Bekannter meiner Familie,“ erwiderte ich, „an den ich mich bei meiner Ankunft gewendet habe, und der mir auch ein Unterkommen besorgt hat, ein Herr Veltheim.“

Bei diesem Namen stutzte Herr Flemming und

sein Gesicht bedeckte sich für einen Augenblick mit flammender Röthe. Dies setzte mich um so mehr in Erstaunen, als ich stillschweigend vorausgesetzt hatte, er habe von meiner Ankunft durch Herrn Veltheim gehört und sei in Folge dessen so liebenswürdig gewesen, sich meiner als Landsmann anzunehmen. Ich war jedoch zu schüchtern, um Aufklärung zu heischen, und zu harmlos, um dem Räthsel, welches mir plötzlich entgegentrat, nachzuforschen.

„Ah“ — versetzte mein Begleiter nach längerem Schweigen, welches ich mir nicht deuten konnte, „also mit Herrn Veltheim sind Sie bekannt? Ein angesehenener Mann, aber —“

Er stockte und mit Spannung hingen meine Blicke an seinem Munde.

„Aber etwas hausbacken und altfränkisch in seinen Ansichten —“

„Den selben Eindruck habe auch ich gewonnen,“ war meine schnelle Antwort.

„Ein durchaus rechtlicher Mann, aber sehr unpraktisch und eckig in seinem Benehmen.“

Diesen Worten glaubte ich gern, und je mehr meine Hoffnung auf den Beistand des Herrn Veltheim schwand, desto mehr Zutrauen faßte ich zu meinem neuen Bekannten, der mich bei jenen Worten so recht treuherzig anblickte.

„So kann ich mir wohl keine erhebliche Förderung meiner Absichten von seiner Seite versprechen?“ warf ich etwas kleinlaut und in meinen Hoffnungen recht herabgestimmt ein.

„Das will ich gerade nicht behaupten, obgleich, wie ich glaube, Herr Veltheim unter den Schiffskapitänen und Rhedern keine Bekanntschaften hat. Sein Beruf weist ihn auf andere Kreise hin. Ueher eins kommt schon mehr mit den Herren in Berührung —“

Die Frage, ob sich Herr Flemming meiner annehmen wolle, um mir eine Stelle auf einem Schiffe zu besorgen, schwebte mir auf den Lippen; meine Schüchternheit drängte sie noch zurück.

„Da ist zum Beispiel ein guter Bekannter von mir, der Kapitän der „Konstanze“, die am Haringvliet vor Anker liegt, ich weiß aber nicht, ob er noch Mannschaft nöthig hat —“ warf Herr Flemming leicht hin.

„Dürfte ich Sie bitten, sich einmal zu erkundigen?“ entgegnete ich angelegentlichen Tones.

„Recht gern, ich kann aber mit Sicherheit keinen Erfolg versprechen.“

Hiermit ließ er den Gegenstand fallen und ich wagte nicht auf denselben zurückzukommen, um nicht unbescheiden zu erscheinen, obgleich ich gerne sofort

mit ihm das Schiff und den Kapitän aufgesucht hätte. Mein Begleiter lenkte indessen meine Aufmerksamkeit auf die prachtvolle Aussicht über die breite Fläche der Maas, auf der gerade mit vollen Segeln ein scharfgeschnittenes Klipperschiff hinabglitt, um vor sinkender Nacht noch eine Strecke flussabwärts zu gelangen. Bald war es im Abenddünste nur noch in schwachen Umrissen zu entdecken. Es wurde dunkel, so lange hatten wir, an einen der gewaltigen Blöcke uns anlehnd, um welche die Tauen zur Befestigung der Schiffe geschlungen werden, dem Fahrzeuge nachgeschaut.

Meine Neigung, den beabsichtigten Besuch zu machen, war durch die Eröffnungen Herrn Flemming's bedeutend schwächer geworden und erhielt den letzten Stoß, als mir dieser den Vorschlag machte, mit ihm ein Local zu besuchen, in welchem Schiffskapitäne zu verkehren pflegten. Vielleicht ließe sich dort etwas über eine freie Stelle erfahren, meinte er. Als ich nach einigem Schwanken einwilligte, glitt ein eigenthümliches Lächeln über das Gesicht meines Begleiters, welches den sonst so einnehmenden Zügen einen unangenehmen Ausdruck verlieh. Es war fast wie triumphirende Schadenfreude — aber ich hatte mich gewiß in der Dämmerung versehen, denn als der Schein einer soeben angezündeten Gaslaterne voll in sein Gesicht fiel, blickten mich die Augen so wohlwollend an, wie vorher, und ein gutmüthiges Lächeln, das um den Mund spielte, verschuchte den unwillkürlich aufgestiegenen Verdacht.

Zwar hatte ich das unbehagliche Gefühl, als ob ich nicht ganz recht handelte, die doch gewiß gutgemeinte Einladung des Herrn Veltheim einfach als ungeschehen zu betrachten, und das lediglich auf die Meinungsäußerung eines Mannes hin, der mir bis vor kurzem wildfremd gewesen und dessen Beweggründe, mich aufzusuchen, durchaus nicht klar gestellt waren. Ich hatte jedoch einmal zugesagt und mochte mein Wort nicht zurücknehmen.

Es war inzwischen völlig dunkel geworden, als wir vor einem niedrigen Hause Halt machten. Dieses stand in einer engen Gasse, in einem, wie ich aus dem Mangel jeden Verkehrs schloß, abgelegenen Theile der Stadt. Hier und da leuchtete eine rothe Laterne über einer Hausthür, durch welche wüster Lärm an unsere Ohren drang. Das Haus, vor welchem wir standen, lag in völliger Dunkelheit und Ruhe da. Keine Laterne, kein Schild oder sonstiges Abzeichen lud zum Besuche ein. Herr Flemming pochte an die Thür, die sich nach geraumer Zeit ein wenig öffnete, um nach einigen leise gewechselten Worten uns einzulassen. Es wurde

mir bange um's Herz: wo waren wir, wozu diese Vorsichtsmaßregeln, weshalb wurde die Thür so fest hinter uns verriegelt? Mein Begleiter mochte vermuthen, was in mir vorging, denn aufmunternd redete er mir zu: „Nur nicht bange, mein junger Freund; da drinnen sitzen einige alte Seebären, die sich die Zeit durch ein kleines Spiel vertreiben, aber nicht wünschen, daß ein Unberufener sie stört. Ich selbst spiele zwar nicht, erstens, weil es mir kein Vergnügen macht, und zweitens,“ fügte er lachend hinzu, „weil ich kein Geld dazu übrig habe. Es stört mich jedoch nicht und Sie brauchen sich ja auch nicht darum zu bekümmern.“ Bei diesen Worten, die meine Besorgniß durchaus nicht völlig beseitigt hatten, traten wir in das Zimmer ein. Ein warmer Qualm drängte sich uns entgegen und benahm mir fast den Athem, ein Qualm von Tabakrauch, vermischt mit den Gerüchen geistiger Getränke. Ich mußte mich erst an die Luft gewöhnen, ehe ich wieder regelmäßig Athem holen konnte. Dann schaute ich mich in dem Raume um. An roh gezimmerten Tischen saßen verschiedene Gruppen bärtiger, wettergebräunter Gestalten, die kurze Thonpfeife im Munde, dem Glas mit dampfendem Grog fleißig zusprechend. Zum Theil spielten sie Karten, anscheinend um hohe Summen, da ganze Haufen von Silbermünzen vor ihnen lagen, theilweise unterhielten sie sich in lärmender Weise in verschiedenen Sprachen. Einige Lampen, die von der schwarzeräuchernden Decke herabhängten, versuchten vergebens, mit ihrem Schein die hin- und hervogenden Rauchwolken zu verschweigen, sie vermochten nur einen matten Lichtschein in dem Raume zu verbreiten. Ein aufgedunsener Wirth mit rothem Gesichte ging zur Bedienung zwischen den Gästen und dem Schenktisch hin und her, während eine häßliche Frau, augenscheinlich seine Gattin, ihm Handreichung leistete.

Als wir eingetreten waren, wandten die der Thür zunächst Sitzenden ihr Gesicht auf uns und erwiderten unsern Gruß in einer Weise, aus der ich auf eine nähere Bekanntschaft zwischen Herrn Flemming und ihnen schloß.

„Nun, was schleppt Ihr denn da heran?“ rief einer der Redenden in englischer Sprache; „Ist Euch wieder eine Landratte ins Garn gelaufen?“

Herr Flemming trat auf den Redenden zu und flüsterte eine Zeit lang mit ihm, worauf dieser in den Bart brummend seine Karten wieder aufnahm und weiter spielte.

„Verstehen Sie Englisch?“ fragte mich darauf Herr Flemming.

„Ein wenig“, war meine Antwort. Ich ver-

stand genug davon, um jene Worte zu verstehen, die nothwendiger Weise einen übeln Eindruck auf mich machen mußten. Ein Argwohn stieg in mir auf, über den ich mir zwar noch keine Rechenschaft geben konnte, den die Worte meines Begleiters aber nicht zurückdrängen konnten.

„Nun, jener Herr hat sich einen Spaß mit mir erlauben, hat mich mit meiner neuen Bekanntschaft necken wollen“, sagte er nicht ohne Befangenheit.

Der Wirth hatte uns inzwischen zwei Gläser Grog auf einen der Tische gesetzt, an welchem wir uns niederließen.

„Auf Ihr Wohl, junger Freund,“ begann Herr Flemming, indem er das dampfende Glas erhob und mich zu trinken nöthigte. Das ungewohnte Getränk brannte mir die Kehle hinunter wie flüssiges



Feuer, und ein heftiger Hustenanfall trieb mir die hellen Thränen in die Augen. „Hat nichts zu sagen,“ tröstete Herr Flemming lächelnd. „Wenn Ihnen erst mal klar geworden, was eine Sturzsee in kalter Winternacht ist, so wird Ihnen das Getränk hinabgleiten wie Milch und Honigseim.“

Hierauf erzählte er mir von seinen Fahrten nach Sumatra und Java, wo er als Geschäftsführer eines Amsterdamer Hauses mehrere Male gewesen war, von den Sitten der Eingeborenen, der reichen Thier- und Pflanzenwelt, sodas ich in Aufmerksamkeit versunken war. Trotzdem bemerkte ich, wie Herr Flemming zu wiederholten Malen einem unter den Gästen, welche an einem entfernteren Tische trinkend und lärmend Karten spielten, zuwinkte. Jener schien jedoch an seiner Beschäftigung solchen Gefallen zu finden, daß er längere Zeit nur ein Kopfschütteln als Antwort auf die nicht mißzuverstehende Ein-

ladung, sich zu uns zu setzen, hatte. Endlich erhob sich Herr Flemming mit den Worten: „Dort sitzt einer meiner Bekannten, der Kapitän der „Konstanze“, von dem ich Ihnen schon erzählt habe; ich werde mich sogleich einmal bei ihm erkundigen, ob er nicht eine Stelle für Sie entweder selbst offen hat oder doch nachweisen kann.“ Nach diesen Worten trat er auf den Bezeichneten zu und neigte sich zu ihm redend über dessen Schulter. Obgleich ich auf das Ergebnis der Unterhaltung zwischen meinem Landsmanne und dem Kapitän, der seine Aufmerksamkeit halb den Karten und halb den Mittheilungen des hinter ihm Stehenden widmete, äußerst gespannt war, wurde ich doch unwillkürlich durch eine neue Erscheinung so in Anspruch genommen, daß ich eine Zeit lang mein Augenmerk von jenen Beiden ablenkte. An die Stelle der Wirthin war ein junges Mädchen hinter den Schenkisch getreten, dessen zarte Gestalt und blaßes Gesicht zu der rauhen Umgebung einen auffallenden Gegensatz bildeten. Die großen blauen Augen blickten so traurig, so verloren durch das Zimmer, und ein schmerzlicher Zug um den Mund verrieth deutlich, daß sie sich hier nicht glücklich fühle. Ihre theilnahmslosen Blicke nahmen plötzlich einen Ausdruck der Ueberraschung an; ich fühlte, daß ich ein ungewohnter Gast an dem Orte sein mußte, denn mit unverhohlenem Erstaunen blieben sie auf mir haften. Nun, mein jugendliches, noch nicht von Sturm und Arbeit gefurchtes Gesicht mochte wohl gegen die bärtigen wettergebräunten Theerjaken genugsam abstechen; außerdem trug ich noch keine Seemannsleider, und so paßte ich noch weniger an jenen Ort. Immer wiederkehrten die Blicke des jungen Mädchens theilnehmend zu mir zurück; ich war ihr offenbar ein lebendiges Räthsel. Als jedoch Herr Flemming sein Gespräch unterbrach und wieder zu mir trat, um mir mitzutheilen, daß er gute Auskunft erhalten habe, mich aber, um Weiteres zu besprechen, auf wenige Minuten verlassen müsse, da löste sich, wie ich, mit dem Gesichte nach dem Schenkische gewandt, bemerken mußte, der erstaunte Ausdruck in dem Antlitz meiner Beobachterin: eine flüchtige Röthe, des Unwillens, wie mir's schien, überzog dasselbe, um dem traurigen Ausdrucke, der mir vorher schon aufgefallen war, wieder Platz zu machen.

Herr Flemming verließ das Zimmer, der Schiffskapitän folgte ihm, und nach einigen Augenblicken war auch der dicke Wirth verschwunden.

Während Herrn Flemming's Erzählung und von ihm wiederholt genöthigt, hatte ich nach und nach mein Glas geleert. Das starke Getränk fing

an, seine Wirkung auf meine Sinne auszuüben; die dicke Luft lag wie ein bleierner Nebel um meine Stirn, die lauten, mit Schimpfen und Fluchen untermischten Reden der schon halb betrunkenen Gäste schwirrten vor meinen Ohren wie das Brausen des Wassers; die dunkle Ahnung, daß man nichts Gutes gegen mich im Schilde führen könne, gewann immer mehr an Bestimmtheit; und dabei empfand ich mit Beben, daß meine Gedanken sich immer mehr verwirrten, ja daß sie mir bald völlig schwinden mußten. Ich kannte aus Erfahrung das Gefühl einer herannahenden Ohnmacht, die mich vor Jahren einmal in Folge eines durch äußere Verletzung herbeigeführten Blutverlustes befallen hatte. Ich kannte jenen Druck, der wie ein schweres Gewicht auf dem Gehirne lastet, jenes Hämmern in den Schläfen, jene Unsicherheit, die den ganzen Körper ergreift, so daß man hilflos umhertastet, um sich festzuhalten, um endlich niederzusenken in dumpfer, selbstvergessender Betäubung. Ich war durchaus nicht schwach, sondern über mein Alter hinaus kräftig und hochgewachsen; aber die schreckliche Luft, die auf mich anstürmenden Eindrücke, das Getränk waren stärker als ich, mit Mühe hielt ich mich aufrecht.

„Hier, ein Glas Wasser, schnell, trinken Sie“, hörte ich es plötzlich flüstern. Ohne daß ich es gemerkt hatte, war das junge Mädchen hinter dem Schenktische vorgetreten und hatte sich mir genähert. Ich stürzte das dargereichte Labfal hinunter und fühlte mich unsagbar wohl.

Die übrigen Gäste schienen weder von meinem Unwohlsein etwas gemerkt zu haben, noch schien es ihnen auffallend zu sein, daß das junge Mädchen auf einem der leeren Stühle an meinem Tische sich niederließ.

„Ich bemerkte an Ihrem blassen Gesicht, daß Ihnen nicht wohl war; Sie sind gewiß nicht an solche Luft gewöhnt“, fuhr sie mit einem tiefen Seufzer fort.

Mir that diese Theilnahme herzlich wohl und lebhafter Dank gab diesem Gefühle Ausdruck.

„Sie sind ein Fremder,“ fuhr sie fort; „ich höre es an Ihrer Sprache; — um so schlimmer für Sie, denn ich darf Ihnen nicht verschweigen —“

Bei diesen Worten neigte sich das junge Mädchen nahe zu meinem Ohre und flüsterte kaum hörbar:

„Sie sind in schlimmer Gesellschaft hierher gekommen, und daß Herr Flemming mit dem Kapitän und meinem Stiefvater hinausgegangen ist, um heimlich mit ihnen zu reden, bedeutet nichts Gutes! Hüten Sie sich besonders vor dem Kapitän; er ist als ein Seelenverkäufer —“

Ihre Rede wurde plötzlich durch den Ruf eines der Gäste nach Grog abgebrochen. Mit einem warnenden Blick trat sie von meinem Platze zurück, um der Aufforderung Folge zu leisten.

Der kühle Trank, noch mehr aber die Worte des jungen Mädchens hatten mir meine volle Besinnung wieder gegeben. Was ich geahnt hatte, war Wirklichkeit geworden: ich war in den Händen gewissenloser, habgieriger Menschen, denen Leben und Gesundheit ihres Nächsten nichts galt, wenn es sich darum handelte, eines Vortheils theilhaftig zu werden. Was ihre Absicht mit mir war, wußte ich freilich nicht; das wußte ich jedoch, daß häufig junge Menschen zu Matrosen auf Schmugglerschiffen oder zum Dienst an der so umgehenden Küste von Java gepreßt werden. Mein erster Gedanke war an Flucht. Aber wie sollte ich entkommen? Die Hausthür war verriegelt, und wenn ein Gast die unheimliche Stätte verließ, so ging jedes Mal der Wirth mit, um mit größter Vorsicht die Thür zu verschließen; und daß er in das Complot eingeweiht war, konnte mir nicht zweifelhaft sein. Die übrigen Gäste um Hilfe anzurufen, schien mir gewagt, da ihr rohes Aussehen auf kein Mitgefühl hoffen ließ. So blieb bloß der Ausweg der List übrig. Ob ich in jenem verzweifelten Augenblicke alle diese Erwägungen anstellte, weiß ich nicht mehr zu sagen: gewiß ist, daß ich so viel Selbstbeherrschung hatte, mir nichts von dem, was in meinem Innern vorging, merken zu lassen, als meine Feinde, wie ich sie ja nunmehr nennen mußte, wieder in das Zimmer traten und mir gegenüber Platz nahmen.

„Ich freue mich, Ihnen die beste Auskunft geben zu können,“ hub Herr Flemming an, „Kapitän van der Meulen wird Sie als Schiffsjungen annehmen, und wenn Sie sich gut halten, werden Sie bald zum Matrosen und Steuermann avanciren; bei Ihren Kenntnissen wird es Ihnen nicht fehlen können.“

Vor wenigen Stunden noch würde mich diese Nachricht sehr erfreut haben; nach dem, was ich erfahren hatte, ließ sie mich völlig kühl. Um jedoch keinen Verdacht zu erwecken, dankte ich meinem Landsmanne für seine Bemühungen und schlug in die schwierige Rechte, welche der Kapitän mir entgegenstreckte.

„Na, das ist brav von dir, Landratte, daß du deine Rundhölzer auf mein gutes Schiff setzen willst; wollen gute Freunde sein, das heißt, wenn du deine Pflicht thust; denn sonst möchtest du wohl bisweilen den Wind scharf von vorn bekommen“, fügte er lachend hinzu.

Das Gesicht des Kapitäns van der Meulen gefiel mir durchaus nicht; besonders machten die Augen, welche unstät hin und her irrten, um ab und zu einen Gegenstand mit stechendem Blicke zu erfassen, einen unheimlichen Eindruck. Es war mir recht schwer, unter ihrem Einflusse unbefangen zu erscheinen, und doch war dieses vor allen Dingen geboten.

Inzwischen hatte ich mein Glas geleert und stand auf, um es mir selbst füllen zu lassen.

„Wie soll ich aus dem Hause kommen?“ flüsterte ich meiner neuen Freundin leise zu, während sie das Getränk möglichst langsam mischte. Sinnend blickte sie einen Augenblick vor sich nieder.

„Versuchen Sie aus der Thür zu schlüpfen, wenn mein Stiefvater einen Gast hinausläßt; gehen Sie vorher, unter dem Vorwande frische Luft zu schöpfen hinaus, halten Sie sich rechts an der Wand und wenn Sie die Straße erreicht haben, laufen Sie zur Rechten. Dann kommen Sie an die Maas, von wo Sie sich leicht zurechtfinden können.“ Ein aufmunternder Blick folgte diesen Worten.

Um kein Aufsehen zu erregen, nahm ich das gefüllte Glas und ging zu meinem Plaze zurück. Manche unziemlichen Scherze mußte ich lächelnd hinnehmen: kam es doch vor Allem darauf an, meine Verfolger sicher zu machen. Das Gespräch nahm jetzt eine Wendung, die mich einen schauernden Blick in die gemeine Gesinnung der Redenden thun ließ. Was hätte ich gegeben, wenn ich mich aus dem Schmutze, der mich mit Ekel erfüllte, hätte emporheben und weit, weit wegfliegen können! Immer roher wurden die Reden, immer wüster das Geschrei, immer schrecklicher das Fluchen und Verwünschen. Eine Handvoll Gulden, die mir der Kapitän als „Handgeld“ hinschob, steckte ich in die Tasche, obgleich ich das dunkle Gefühl hatte, daß ich damit eine Dummheit begehe.

„Einen Augenblick muß ich frische Luft schöpfen, ich bin das Trinken nicht gewohnt,“ sagte ich tief-aufathmend, als ich bemerkte, daß die Gäste an einem der Tische Anstalt machten, das Local zu verlassen.

„Glaub's wohl, mein Junge; nun, es wird sich ja schon bessern! Geh' nur da hinaus, halte dich links, dann gelangst du auf den Hof.“

Ich gehorchte; statt aber auf der Hausflur in der angegebenen Richtung zu gehen, hielt ich mich rechts. Möglichst leise auftretend, obgleich das bei dem Lärm da drinnen kaum nöthig gewesen wäre, gelangte ich zu der Hausthür und stellte mich hinter den Flügel derselben, der, nach einer Stange zu

schließen, welche ihn an der Wand festhielt, nicht geöffnet wurde, drängte mich ganz in die Ecke hinein und wartete mit klopfendem Herzen, daß die Zimmerthür sich öffnete. Nach bangem Harren, welches mir eine kleine Ewigkeit zu dauern schien, drang ein Lichtschein auf die gegenüberliegende Wand und zwei Gestalten, hinter ihnen der Wirth, wurden in demselben sichtbar. Meine Sache war halb gewonnen, denn sie hatten keine Lampe bei sich. Schwankenden Schrittes näherten sie sich der Hausthür, der Schlüssel knarrte und die Thür wurde halb geöffnet.

Nachdem sie sich gute Nacht gewünscht hatten, traten die beiden Seelente durch die halbgeöffnete Thür auf die Straße hinaus. Diesen Augenblick benutzte ich, um unter dem Arme des Wirthes hindurchzuschlüpfen und wie ein Pfeil in der angegebenen Richtung fortzuschießen. Als die kühle Luft um mein bloßes Haupt spielte, — denn meine Mütze hatte ich, um keinen Verdacht zu erregen, drinnen gelassen, — und neue Lebenskraft mir durch die Adern drang, da hätte ich vor Lust laut aufjauchzen mögen; denn ich fühlte, daß ich einer großen Gefahr entronnen war.

Wenig kümmerte es mich, daß die Seelente und der Wirth hinter mir herschrieten, jene, aufmunternd, da meine geschickt ausgeführte Flucht ihnen gefallen mochte, dieser aber schimpfend und fluchend über den verwünschten Ausreißer. Die Hoffnung, welche meinen Schritt beflügelte, sollte jedoch jählings zu Schanden werden. Ich lief dicht an den Häusern entlang, um möglichst im Schatten zu bleiben, und gelangte so bis zur nächsten Querstraße. Hier prallte ich plötzlich auf einige Männer, die scharf um die Ecke bogen, und ehe ich ausweichen konnte, fühlte ich mich an den Armen festgehalten.

„Lassen Sie mich los, man verfolgt mich, ich habe nichts verbrochen!“ stieß ich mühsam hervor, fand aber nur taube Ohren.

„Soll mich wundern, was für einen Vogel wir da gefangen haben“, hörte ich einen sagen, und ein anderer fiel ein: „Da kommt Meister Tholen herangeprustet, wenn mich Augen und Ohren nicht täuschen; müssen doch noch mal beidrehen, um zu sehen, wie sich die Sache verhält.“

Inzwischen war der dicke Wirth herzugekommen und fuhr auf mich los; er war jedoch so außer Athem, daß er nur mühsam die Worte hervorstoßen konnte:

„Ausreißer verwünschter, will mit dem Handgelde durchgehen, Spitzbube der!“

„Oho, Bürschchen, so spinnst sich das Garn ab?“

Da komm nur mit, Zappeln und Strampeln hilft da nicht!"

Ich merkte nur zu gut, daß mein Widerstreben und Bitten, das Beteuern meiner Unschuld nichts half. Verzweifelnd gab ich der Gewalt nach. Auf die höchste Anspannung war die größte Erschlaffung gefolgt. Meine Kniee zitterten während des Gehens, die Arme hingen kraftlos herab. Mehr gezerzt und gestoßen als durch meine Füße getragen, gelangte ich mit der Rote, welche das Abenteuer höchlich zu vergnügen schien, wieder in das schreckliche Haus zurück. Herr Flemming trat auf mich zu und wollte mich augenscheinlich beruhigen, denn er erhob die Hand, um sie mir auf die Schulter zu legen; aber schaudernd, als ob mich eine Viper berührt hätte, stieß ich sie zurück und mag ihn wohl mit eigen-thümlichem Blicke angesehen haben; denn er schloß die schon geöffneten Lippen wieder und trat einen Schritt zurück. Kapitän van der Meulen jedoch ließ seine gewichtige Faust auf meine Schulter fallen, so daß ich fast in die Kniee gesunken wäre, und sagte lachend:

"Nicht übel, Bursche, aus dir kann noch etwas werden, wenn du nur erst ins richtige Fahrwasser gebracht bist. Nun, dafür wollen wir schon sorgen! Vor Allem aber merke dir, daß der, welcher Handgeld genommen hat, so fest vor Anker liegt, daß kein Sturm ihn losreißen kann. Uebrigens haben wir eine Kojen, aus der es dir schwer werden wird zu entweichen — und wenn wir dich erst einmal an Bord haben, dann nimmst du bald Vernunft an!"

Ich sah ein, daß jeder Widerstand vergeblich war und fügte mich anscheinend in das Unvermeidliche. Man brachte mich zur Thür hinaus; im Vorbeigehen warf ich einen Blick auf die Stieftochter des Wirthes, deren Rath mir fast die Freiheit gebracht hätte. Sie saß hinter dem Schenkstisch in den Winkel gedrückt, wenn möglich noch blässer, noch trauriger denn zuvor. Sie mußte recht unglücklich sein!

Im oberen Stockwerke stieß man mich in ein dunkles Gemach, schloß und verriegelte die Thür und ich befand mich allein.

Gefangen! Der goldenen Freiheit beraubt im fremden Lande und von Menschen, die ich jedes Unrechtes für fähig hielt. Mit ganzer Gewalt erfaßte mich das Heimweh und der Schmerz über meine verzweifelte Lage, so daß ich schluchzend auf den Schemel sank, zu dem ich mich im matten Zwielficht hintastete. Wie lange ich in finsternem Hinbrüten da gesessen, weiß ich nicht; ich wurde durch das Knarren des Schlüssels aufgeschreckt, und einer meiner

Herkermeister trat ins Zimmer. Bei dem Scheine der Laterne, die er trug, erkannte ich die verwitterten Gesichtszüge des Kapitäns, die mir in diesem Augenblicke doppelt häßlich erschienen.

"Hoffentlich hast du dich inzwischen besonnen, daß es am besten sein wird, gute Miene zum bösen Spiele zu machen," hub er an. "Uebrigens merke dir ein für alle Male, daß wer Handgeld genommen hat, fest geheuert ist. Was hast du denn nur gegen mein Schiff? Man hat dir wohl gesagt, daß ich einen besonderen Kurs steuere, oder hast du eine so feine Nase, daß du es gerochen hast? — Nun, warum soll ich's leugnen, du wirst es ja doch bald erfahren, — ich halte es für überflüssig, den Zollbehörden auf die Nase zu binden, was wir geladen haben, und nehme es auch nicht so genau mit der Art der Ladung. Etwas Gefahr ist bei dem Geschäfte, aber das macht es gerade interessant, und bis jetzt ist es noch keinem englischen Kreuzer gelungen, diesen Jan van der Meulen zu überlisten, wenn er eine Ladung lebendiges Ebenholz (Neger) an Bord hatte."

Bei den letzten Worten, die mich vom Kopf bis zu den Füßen erbeben ließen, lachte der Kapitän laut auf, um dann fortzufahren:

"Da steckt noch Verdienst drin! Dabei fällt doch noch ein erklecklicher Gewinn für mich und die Mannschaft ab. Trotzdem habe ich Last und Mühe, meine Mannschaft zusammenzubringen, und deshalb kann ich dich nicht entbehren. Also kurz, folgst du gutwillig oder sollen wir Gewalt anwenden? Los kommst du nicht!"

Er sprach die letzten Worte so entschieden aus, daß mir kein Zweifel über mein Schicksal blieb. Sollte ich ihm das Handgeld vor die Füße werfen? Was hätte es geholfen! Sollte ich mich auf's Bitten verlegen? Eher hätte ich einen Stein erweichen mögen. Sollte ich mich an die Obrigkeit wenden? Ja, da hätte ich erst aus den Händen meiner Verfolger befreit sein müssen! und würde man mir geglaubt haben, wenn ich den Kapitän angeklagt hätte? Würde man meine Angaben nicht für Märchen halten und den Umstand, daß ich Handgeld genommen, gegen mich geltend machen?

So beschloß ich denn, mich anscheinend zu fügen, und sagte kurz: "Ich komme mit."

"So das gefällt mir, erwiderte der Kapitän und streckte mir die Hand entgegen, in welche ich mit Widerwillen einschlug.

Das Rollen eines Wagens schnitt weitere Erörterungen ab. Dasselbe hörte vor dem Hause, in dem wir uns befanden, auf.

„Heute wollen wir mal nobel an Bord gelangen; der Wagen ist schon vorgefahren,“ sagte der Kapitän, faßte meinen Arm, den er wie ein Schraubstock festhielt, und führte mich die Treppe hinab. Die Vorsichtsmaßregel, um mein Entkommen zu verhindern, befremdeten mich nicht. Unten im Hausflur trat uns der Wirth entgegen, ein schadenfrohes Lächeln entstellte noch mehr seine häßlichen Züge; im Gastzimmer war Alles still, es mußte also recht spät sein. Bald saßen wir im Wagen. Auch da ließ der Kapitän meinen Arm nicht los; er mochte wohl fürchten, daß ich ihm durch die Thüre, welche sich von innen öffnen ließ, entweichen könnte. In der Stadt war Alles still; nur hin und wieder sah ich durch das Fenster einen Wächter oder einen verspäteten Nachtschwärmer vorbeihuschen. Endlich hielt der Wagen. Wir stiegen aus und ich erblickte die breite Fläche des Hafens, auf dem wie Schatten zahlreiche Schiffe lagen. Eine kurze Strecke gingen wir den Hafendamm hinab, während der Wagen davonrollte; dann sagte der

Kapitän stehen bleibend: „Wir sind an Ort und Stelle.“ Hiermit schob er mich auf das Brett, welches Ufer und Schiff verband, und hieß mich vorangehen. Sobald ich das Schiff betreten hatte, war an ein Entkommen nicht mehr zu denken. Er folgte mir auf der Ferse, ließ aber plötzlich meinen Arm los, da er jetzt meiner sicher zu sein glaubte. Befand ich mich doch auf einem schmalen Brette, vor mir das Schiff, unter mir die rauschende Flut, hinter mir der Kapitän. „Wie war da ein Entkommen möglich?“ mochte der letztere denken; er hatte aber die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Als ich den eisernen Griff nicht mehr fühlte, war mein Entschluß gefaßt und kaum gefaßt auch ausgeführt. Ein Sprung



zur Seite und ich lag unten im Wasser. Von jeher ein guter Schwimmer hatte ich oft genug mit Rücksicht auf meinen künftigen Beruf in vollem Anzuge Schwimmversuche gemacht und es zu ausreichender Gewandtheit darin gebracht. Als ich wieder an die Oberfläche gekommen war, schwamm ich mit Anwendung aller Kräfte dem nächsten Schiffe zu. An der senkrechten Mauer hinaufzugelangen war nicht möglich; eher konnte ich hoffen, an einem vom Bord herabhängenden Tau emporzuklimmen. Ich hörte, wie der Kapitän nach seinen Leuten rief; zum Glück verging geraume Zeit, ehe er sie zusammenhatte. Meine Hoffnung hatte mich nicht getäuscht. Vom Fahrzeuge — es war ein langer Flußkahn, — ging an der Seite, an welcher ich mich näherte, die Ankerfette zum Grunde. Ich hatte nicht hoch zu klettern, war hierbei aber, wie ich aus den nachfolgenden Ereignissen schloß, vom Landungsbrette der Constanze aus bemerkt worden. Schnell lief ich über das Deck des Nachens weg, mit einem Sprunge war ich am Lande und lief, so rasch meine nassen

Kleider und die mit Wasser angefüllten Stiefeln es erlaubten, in die Stadt hinein. Als ich den raschen Tritt meiner Verfolger hörte, gab mir die Verzweiflung übermenschliche Kraft; trotz der Hindernisse flog ich mehr, als ich ging. Zu meiner Freude wurde der Klang der Schritte hinter mir immer schwächer, bis er endlich ganz aufhörte.

Ich war gerettet! Ein immer heller werdender Schein im Osten kündete den nahenden Morgen an; bis dieser völlig heraufgekommen war, mußte ich auf der Straße bleiben, da ich ohne Verdacht zu erregen, in keinem Gasthose vorsprechen konnte. Man kann sich denken, daß meine Lage keine beneidenswerthe war. Die nassen Kleider hingen an den vor

Frost zitternden Gliedern, denn die Nächte waren bei der vorgeschrittenen Jahreszeit schon recht kühl. Das Wasser spritzte bei jedem Schritte aus den Stiefeln und tröpfelte von den Kleidern herab, so daß ich auf den Klütern — glatten Backsteinen, mit denen die Straßen vieler holländischen Städte belegt sind — eine Spur hinterließ, die meinen Verfolgern, wenn es hell gewesen wäre, sehr zu Statten hätte kommen können. Ich setzte mich auf den Prellstein in einem dunkeln Thorwege nieder und konnte nun in Ruhe über mein Schicksal nachdenken. Während der Flucht hatte ich nur den einen Gedanken gehabt, wie ich meinen Feinden entkommen möchte: jetzt kamen die Gedanken wie ein Bienenschwarm und schwirrten in meinem Kopfe durcheinander. Ich fühlte mich sehr verlassen. Beängstigung und Heimweh ergriffen mich. Da kehrte eine Droschke von nächtlicher Fahrt nach Hause zurück; der Gedanke schoß mir durch den Kopf: soll ich mich hineinsetzen, nach dem Bahnhofe fahren, um geraden Weges in die Heimath zurück zu kehren? Ich erhob mich schon um den Kutscher anzurufen: was würden aber meine Freunde, was würden die Leute sagen? wie wird man mich höhnen und verspotten! Ich sank auf meinen Stein zurück, der Wagen rollte vorbei. Meine Kleider, meine Bücher, die ich in dem Wirthshause gelassen hatte, fielen mir ein; wie sollte ich wieder in ihren Besitz gelangen? Ich fühlte nach dem Täschchen mit der Baarschaft; es befand sich noch auf seinem Platze, und so konnte ich den Besitz jener leichter verschmerzen; denn in das Haus zurückzukehren durfte ich nicht wagen. Aber wohin sollte ich mich wenden? Da, erst da fiel mir Herr Beltheim ein. Aber wird er den leichtsinnigen Menschen, der statt seiner Einladung zu folgen, nächtlichen Abenteuern nachläuft — denn so wird er denken müssen — eine freundliche Aufnahme bereiten? War er doch bei der ersten Begegnung schon kühl genug! Diese Bedenken ließen mich lange zu keinem Entschlusse kommen; aber was blieb mir schließlich übrig? Dein erster Gang ist zu Herrn Beltheim, war das Ergebniß meiner Grübeleien; was dann geschieht, wird sich finden.

Eiligen Laufes kamen Männer mit langen Stangen, welche die Gaslaternen auslöschten, einzelne Bäckerjungen mit frischen Semmeln ließen sich sehen: allmählich wurde es auf den Straßen lebendig. Die Aufregung und die Kälte hatten die Müdigkeit von meinen Augen ferne gehalten; meine Glieder aber waren so steif geworden, daß ich mich nur mit Mühe erheben und einige Schritte gehen konnte. Wären jetzt meine Verfolger erschienen, ich hätte

mich kraftlos auf Gnade und Ungnade in ihre Hände geben müssen.

Lastwagen und Karren rasselten an meinem Standquartier vorbei, eine Reihe von Miethwagen, die zum Bahnhofe eilen, winden sich hindurch. Es gelingt mir, einen Kutscher zum Halten zu bewegen, ich drücke ihm ein Silberstück in die Hand, um jeden Einspruch wegen meines auffallenden Außern im Reine zu unterdrücken, nenne Herrn Beltheims Adresse und halte eine Viertelstunde später an demselben schmalen Hause, welches vor zwei Abenden schon meine Verwunderung erregt hatte. Ich folgte einigen Arbeitern, welche in die Thüre traten, stieg die Treppe hinauf und wandte mich zu der Thüre, welche laut ihrer Aufschrift zum Geschäftszimmer führte. Mein Herz klopfte, meine Hand zitterte, als ich an die Thüre pochte. Bei dem lauten Herein! zuckte ich zusammen, faßte aber ein Herz und trat in das Zimmer. Herr Beltheim war allein in demselben. Er stand an einem Pulte über ein Schriftstück gebückt. Er mochte vermuthen, ein Arbeiter seines Geschäftes sei eingetreten, denn er vollendete ohne aufzublicken seine Beschäftigung, faltete die Papiere und reichte sie mit der linken Hand zu mir hin. Hierbei blickte er auf, erkannte mich und machte ein so erstauntes, ja erschrockenes Gesicht, als ob ich eine Geistererscheinung wäre.

„Aber um des Himmels Willen! Wie sehen Sie aus? Wo kommen Sie her? Aber nun rasch erst die Kleider gewechselt und dann eine Tasse warmen Thee; schnell da hinein, ich besorge das Nöthige. Nachher ist noch Zeit genug zum Erzählen —“ Mit diesen Worten schnitt er jede Erklärung von meiner Seite ab und schob mich durch eine Tapentheur in ein kleines Gemach neben der Geschäftsstube. Einen Augenblick später brachte man mir Kleider des ältesten Sohnes der Familie, die ich anzog. Als das warme Getränk, welches man mir reichte, meine ermatteten Lebensgeister gestärkt und neue Wärme in die starren Glieder gegossen hatte, erzählte ich Herrn Beltheim mein Erlebniß. Er unterbrach mich nicht, sondern schüttelte nur ab und zu den Kopf. Als ich fertig war, ergriff er meine Hand um sie kräftig zu drücken:

„Es ist gut, daß Sie sofort zu mir gekommen sind; was hätte sonst aus Ihnen werden können! Aber verlassen Sie sich auf mich: kein Mensch soll Ihnen ein Härchen krümmen. Freilich werden Sie ein paar Tage im Hause bleiben müssen; denn man wird die Verfolgung nicht sobald aufgeben. Es ist recht mißlich, daß Sie Handgeld genommen haben, denn daraufhin wird man Sie zwingen können, die

Stelle anzutreten. Das hätte ich diesem Flemming nicht zugetraut, obgleich mir der Mann nie recht gefallen hat. Van der Meulen ist mir bekannt; es gehen die seltsamsten Gerüchte über ihn: gewiß ist, daß seine Mannschaft aus den verwegensten und verkommensten Matrosen aus aller Herren Ländern besteht. Nun aber, lieber Freund, legen Sie sich ein paar Stündchen hin, um von Ihren Thaten auszuruhen, dann kommen Sie mit mir in meine Familie. Inzwischen will ich versuchen, auf eine oder die andere Weise Ihre Sachen herauszubekommen; wünsche gut zu ruhen.“

War das derselbe höfliche, aber kalte und förmliche Mann von vorgestern Abend? so fragte ich mich, ehe ich die Augen schloß. „Eine rauhe Schale, aber ein trefflicher Kern!“ — Beruhigt schließ ich ein.

Es war hoher Mittag, als ich die Augen wieder öffnete. Erquickt und neu belebt erhob ich mich. Herr Beltheim trat mir lächelnd entgegen. Er hatte ein Zeitungsblatt in der Hand, welches ihm so eben gebracht worden war.

„Man scheint viel Werth darauf zu legen, Ihrer wieder habhaft zu werden,“ hub er an. Hier, sehen Sie selbst.“

Die Zeitung enthielt eine Art Steckbrief nebst Zusicherung einer Belohnung für den, welcher zu meiner Ergreifung beitragen würde. Herr Beltheim mochte in meinem Gesichte lesen, daß die Nachricht mich in Schrecken versetzte, denn beruhigend fuhr er fort:

„Fürchten Sie nichts, bei mir wird Niemand Sie suchen, und wenn das Schiff erst einmal die Maas hinunter ist, wird kein Hahn mehr nach Ihnen krähen. Ihr Gepäck habe ich gegen Zahlung der geringen Beche in Empfang genommen; der Wirth, welcher ein böses Gewissen haben muß, machte durchaus keine Umstände, mir dasselbe auszuhändigen, und wird sich hüten ihren Aufenthalt anzugeben.“

Diese Worte beruhigten mich. Ich freute mich, meine Sachen wieder zu sehen, und packte den inzwischen von einem Arbeiter des Herrn Beltheim, welcher als zuverlässiger Mann in das Geheimniß gezogen worden war, herbeigeschafften Koffer aus, um mich umzukleiden. Als Herr Beltheim die vielen Bücher in dem Koffer sah, — es waren Grammatiken und Wörterbücher der verschiedensten Sprachen, Reisebeschreibungen und naturwissenschaftliche Werke, — da rief er verwundert aus:

„Man sollte meinen, Sie wollten als Gelehrter auf Forschungsreisen ausgehen! Ein Schiffsjunge und eine Bibliothek! Wo wollen Sie dieselbe nur unterbringen? Man merkt, daß Sie noch nicht an

Bord gewesen sind, sonst müßten Sie wissen, daß der Raum, welchen man Ihnen anweisen wird, kaum die nöthigsten Kleidungsstücke aufnimmt. Was ist denn das? Gar ein spanisches Buch; verstehen Sie denn auch Spanisch?“

Auf meine bejahende Antwort fuhr er fort:

„Und bei den Kenntnissen“ — Herr Beltheim hatte auch einen Blick in verschiedene Schulzeugnisse geworfen, die ausgepackt auf dem Tische lagen, — „bei den Kenntnissen wollen Sie Schiffsjunge werden, — nun wir kommen noch auf den Punkt zurück; jetzt machen Sie sich fertig, ich führe Sie zu meiner Frau und meinen Kindern.“

Nach den aufregenden Erlebnissen der letzten Nacht war es eine Wohlthat für mich, im lebenswürdigsten Familienkreise einige glückliche Tage zu verbringen. Aus den Tagen wurden einige Wochen. Meine ursprünglich nicht gerade günstige Meinung von meinem neuen Beschützer machte der unbedingtesten Zuneigung und Verehrung Platz. In seinen Gesprächen, die von Weltkenntniß und gesundem Urtheil zeugten, suchte er meinen Entschluß wankend zu machen. Als er aber sah, mit welchem Eifer ich seemännische Bücher, die er mir verschaffen mußte, studirte, mit welcher Sorgfalt ich vom Fenster aus die auf der Gracht liegenden Marktschiffe mit allen ihren Einzelheiten abzeichnete, da gab auch er, wie früher meine Eltern, seine Versuche mit den Worten auf: „Vielleicht gelingt es Ihnen später, in die Kriegsmarine überzutreten, obschon es für Ausländer recht schwierig ist.“

Eines Tages kam Herr Beltheim mit einer frohen Botschaft nach Hause: „Sie sind von Ihrem Hausarrest erlöst,“ rief er mir zu, „heute Mittag zwölf Uhr segelt die Constanze ab!“

Wer war froher als ich! Trotz der beruhigenden Versicherungen hatten mich meine Besorgnisse nicht ganz verlassen; und trotzdem ich als Glied der Familie behandelt wurde, sehnte ich mich nach der frischen, freien Luft, nach dem Anblick der grünen weiten Fläche des majestätischen Stromes.

Kaum hatte die Uhr zwölf geschlagen, als ich schon mit dem ältesten Sohn meines väterlichen Freundes auf der Straße war; eine unbezwingliche Neugierde ließ uns die Schritte nach der Maas hinken: ich hoffte noch einen letzten Augenblick auf das Fahrzeug werfen zu können, welches auf ein Haar mein Gefängniß geworden wäre. Unterwegs kaufte ich ein kleines Taschengerühr. Meine Hoffnung wurde nicht getäuscht. Von dem Fenster eines Bierhauses am Ufer des Stromes, in welches wir uns vorsichtiger Weise zurückzogen, beobachteten wir

die stromabwärts fahrenden Schiffe. Ein leiser Schrei der Ueberraschung entfuhr mir, als ich durch mein Glas ganz deutlich den verhassten Namen am Stern einer mit vollen Segeln dahingleitenden Brigg erkannte. Das schneeweiße Leinen glänzte in der Sonne, der schwarzgestrichene, mit rothen Streifen verzierte Kumpf hob sich in scharfen Linien von den Fluthen ab: es war in der That ein schmuckes Schiff, ein wackerer Segler. Recht, recht schade, daß es verbrecherischen Zwecken diene! Wie schlaun mußte der Kapitän sein, daß man ihm nichts anhaben, daß er bei hellem, lichtem Tage mit den besten Papieren von der Welt in See gehen konnte! Das Schiff war bald unseren Augen entschwunden: erleichtert athmete ich auf. Der Steckbrief machte mir wenig Sorge; er enthielt nicht einmal meinen Namen; Flemming sowohl wie van der Meulen kannten mich nur als den „jungen Deutschen“ und hatten noch nicht nach meinem Namen gefragt.

Auch die Beschreibung meines Aeußeren war so ungenau, daß mich wohl kaum Jemand erkannt hätte.

Die „Constanze“ war mit Stoffen und Schmuckwaaren nach der Küste von Guinea bestimmt, der Rest ihrer Ladung bestand aus Ballast. Man hat nie wieder etwas von dem Schiffe gehört. Wie aus den später aufgenommenen Erhebungen der Behörde sich ergab, hatte sie glücklich Helvoetsluis an der Mündung der Maas passirt, war im Canal noch von einem heimkehrenden Ostindienfahrer angerufen, dann aber weder an ihrem Bestimmungsorte angekommen, noch überhaupt wieder gesehen worden. Man vermuthet, daß es gekentert sei, das heißt, in Folge einer Verschiebung des Ballastes, wie sie bisweilen in Folge schlechter Beladung vorkommt, das Gleichgewicht verloren und mit Mann und Maus ein Grab in der unergründlichen Tiefe des Oceans gefunden habe.

Als die schlanken Formen der Constanze in der Ferne verschwunden waren, athmete ich hoch auf. Alle Besorgnisse waren verschwunden; um so lebhafter trat jetzt aber der Wunsch wieder in den Vordergrund, möglichst bald auf den Wogen des Oceans zu schaukeln. Herr Veltheim gab sich, wie er mir sagte, die größte Mühe, ein gutes Schiff zu finden, frischte alte Bekanntschaften auf, knüpfte neue Beziehungen an; aber lange Zeit waren seine Bemühungen ohne Erfolg. Das kam mir recht sonderbar vor; sollte sich auf den zahlreichen Fahrzeugen, die täglich den Strom hinabfuhren, keine einzige offene Stelle finden? Ich argwöhnte, daß Herr Veltheim sich im Grunde keine Mühe gäbe, im

Gegentheil die Sache in die Länge zu ziehen suchte. War der Winter einmal ins Land gekommen, so lag ich, um seemannisch zu sprechen, fest vor Anker; und am Ende, so mochte er denken, würde ich doch schließlich des Wartens müde werden und nach Hause zurückkehren, um der Vorschrift nachzukommen: Bleibe im Lande und nähere dich redlich.

Wenn ich über meine Bücher geneigt oder mit einer Zeichnung beschäftigt, meinem Beschützer gegenüber stand, merkte ich oft genug, wie er von seiner Beschäftigung aufblickte, seine Augen auf mir ruhen ließ, und ab und zu mit dem Kopfe schüttelte, als ob er sagen wollte: Ich kann es nicht begreifen, daß ein junger Mensch aus guter Familie, der nicht dazu gezwungen wird, einen solchen Beruf ergreifen will; — aber wie soll ich es verhindern?

Ich habe schon früher bemerkt, daß zu der Zeit, von welcher ich rede, der Seemannsstand sich keines guten Rufes erfreute. Die Blicke, welche ich während meines kurzen Aufenthaltes in der Seestadt in das Seemannsleben hatte thun können, zeigten mir zur Genüge die Rohheit und Gemeinheit, welche nur zu viele Mitglieder dieses Standes kennzeichneten. Wie durfte ich mich da wundern, daß Herr Veltheim, dem ich für die menschliche Gesellschaft als verloren galt, wenn ich erst einmal die schwankenden Bretter unter mir fühlte, meinen dringendsten Vorstellungen und Bitten immer dieselbe Antwort entgegensezte: „Ich habe noch nichts Passendes gefunden.“ Sein bedauerndes Achselzucken, welches diese Worte begleitete, setzte mich fast in Verzweiflung. Hätte mich nicht die Achtung und das Gefühl der Dankbarkeit, die ich für meinen Beschützer hegte, zurückgehalten, so hätte ich trotz der bösen Erfahrungen, die ich gemacht hatte, mich auf eigene Faust nach einem Schiffe umgesehen. Das Warten wurde mir recht schwer!

Inzwischen machte ich, — gleichsam als Vorübungen in kleinem Maßstabe, — Bootsfahrten auf der Maas.

Als Herr Veltheim sah, daß weder die aufregenden Erlebnisse, noch seine Vorstellungen, noch die Gewißheit, daß mich ein an Entbehrungen und schwerer Arbeit reiches Leben erwarte, in meinem Entschlusse wankend machen konnten, da machte er endlich mit seinen Bemühungen Ernst, und es dauerte nicht lange, bis er mir einen günstigen Erfolg derselben melden konnte. In Verlauf einiger Tage hatte ich meine seemannische Ausrüstung vom Südwesten bis zu den Wasserstiefeln vervollständigt, wurde bei der Musterung für vollständig tauglich befunden und als Schiffsjunge des Barkschiffes

„Schwalbe“, Kapitän van Meteren, mit dem monatlichen Gehalte von sechs Gulden, und der Aussicht nach einer oder zwei Fahrten mich zu der Stellung eines Leichtmatrosen aufzuschwingen, eingestellt. Herr Beltheim, der mit dem Kapitän seit längerer Zeit bekannt war, empfahl mich demselben auf das eindringlichste, und dieser versprach auch mich besonders unter seinen Schutz zu nehmen und für ein schnelles Vorwärtskommen Sorge zu tragen.

Große Mühe machte es mir, unter meinen Büchern die gebotene Auswahl zu treffen. Der mir angewiesene Platz zum Bergen meiner Habseligkeiten erlaubte mir nicht, meine ganze Bibliothek — fürwahr ein seltsamer Hausrath für einen Schiffsjungen! — mit an Bord zu nehmen. Nach langem Schwanken wählte ich einige sprachliche Werke, so wie eine Flora von Java, die ich erstanden hatte, um unterwegs Vorstudien für die botanischen Ausflüge auf jener Insel zu machen! Das Schiff war nämlich nach Batavia bestimmt. Aus den Studien ist dann natürlich so wenig geworden, wie aus den beabsichtigten Excursionen!

Die Beladung des Schiffes nahm mehrere Tage in Anspruch. Ballen auf Ballen, Tonne auf Tonne verschwand in dem Bauche des hölzernen Kolosses. Von Lastträgern auf das Deck geschleppt, wurden sie mit Flaschenzügen hinabgelassen und kunstgerecht aufgestapelt, bis jedes Plätzchen besetzt war. Der Tag der Abreise war gekommen. Nach einem herzlichen Abschiede von der trefflichen Familie, in der ich so liebevolle Aufnahme gefunden hatte, begab ich mich an Bord. Die Landungsbretter wurden weggezogen, einige Matrosen traten auf das Commando des Kapitäns an das Gangpfeil und begannen tactmäßig um dasselbe herum zu schreiten. Die Ankerkette hob sich und das Schiff wurde klar.

Der Tag war sonnenhell, und die herbstliche Luft so rein, daß die spinnwebartige Tafelage der am gegenüberliegenden Ufer ankernden Schiffe sich in scharfen Linien vom Himmel abhob.

Es wehte kein Lüftchen; deshalb blieben die Segel gerefft und ein kleiner Raddampfer legte sich vor die Bark, um sie den Fluß hinabzubugsiren.

Als das Ufer immer mehr zurücktrat und die Gestalten der mir mit den Tüchern winkenden Freunde immer kleiner wurden, bewegten doch eigenthümliche Gefühle meine Brust.

Der Abschied von der Heimat war mir schwer genug geworden, und ich hatte nicht geglaubt, daß ich noch einmal das Gefühl der Trennung von lieben Menschen empfinden würde. Zu arbeiten hatte ich noch nichts, die Schiffsgenossen, deren

jeder mit sich selbst noch genug zu thun hatte, kümmerten sich nicht um mich, und so konnte ich ungestört meinen Gedanken nachhängen.

Ruhig und gefügig dem prustenden und pufsenden Dampfer folgend glitt die Schwalbe den Fluß hinab.

Die Bäume, welche das Ufer des Flusses an der Stadtseite begleiten, die Häuser, die Thürme und hochragenden Windmühlen schwanden allmählich meinen Augen. Weißglänzende Dörfer tauchten zu beiden Seiten auf, um bald wieder in der Ferne zu verschwinden. Immer breiter wurde der Fluß, schon eher ein Meeresarm zu nennen. Der Lootse kam an Bord, der Schleppdampfer machte sich los und wendete um. Ein schwacher Nordost hatte sich erhoben und strich leise pfeifend durch das Takelwerk.

„Segel los!“ tönte das Commando und im Nu saßen die Matrosen in den Wanten, um blisschnell zu den Raaken emporzulaufen. Das neue Schauspiel weckte mich aus meinem Brüten und fesselte meine Aufmerksamkeit. Der kühle Wind, die frische Luft, der heitere Sonnenschein — weg mit den Grillen, weg mit den Sorgen! Wozu war ich ein guter Turner, dem kein Baum, keine Stange auf dem Turnplatze zu hoch gewesen? Ohne zu fragen machte ich es wie die Uebrigen; — nicht so schnell freilich, aber doch nicht lange nach ihnen kam ich auf der Großraa an. Es ist dies die unterste Segelstange — wie eine Landratte sagen würde — des großen Mastes. Der ermunternde Zuruf eines wettergebräunten Matrosen, der mit einigen anderen auf den Pferden*) stand, um die Segel zu lösen, lockte mich sogar auf diesen gefährlichen Standort hinaus. In kürzerer Zeit, als es zu erzählen ist, waren die Beschlagzeislinge gelöst, und weißglänzend fielen die viereckigen Flächen herunter. In kurzer Zeit bedeckte eine schwellende Segelfläche die Masten, und majestätisch glitt das Fahrzeug durch die Wogen, einen weißen Strich im Kielwasser hinter sich her ziehend.

„Brav gemacht, Junge,“ rief mir der Kapitän entgegen, als ich die Füße wieder aufs Deck setzte, und gab mir einen gutmüthigen Schlag auf die Schulter.

Immer weiter traten die Ufer zurück; kaum sichtbar noch waren sie links und rechts. Die dunkeln Wellen des Flusses nahmen eine hellere Farbe an. So kamen wir endlich am letzten Feuerschiff vorbei, welches einsam auf weiter Fläche die kahlen Masten in die Luft streckte, um bei Nacht durch seine Feuerzeichen nahenden Schiffen den Weg zum bergenden Hafen zu zeigen. Der Lootsenkutter zeigte

*) Tawe unter den Raaken zum Ausstützen der Füße.

sich in der Ferne und kam immer näher. Die Schwalbe drehte bei, der Kutter legte an und der Lootse nahm Abschied.

Die grüne Farbe des Wassers, welche auf geringere Tiefe und auf die Nähe des Landes deutet, verlor sich allmählich und ein dunkles Blau nahm ihre Stelle ein: ein untrügliches Zeichen der unermesslichen Tiefe. Jetzt waren wir wirklich auf dem unendlichen Ocean. Ringsum nichts als Wasser und Luft! Die kurzen schaumgekrönten Wellen schlugen plätschernd an die Seiten des gleitenden Fahrzeuges: das einzige Geräusch auf der weiten Fläche ringsum. Ein Dampfer zeigte sich in der

Ferne; als er näher kam, erkannte ich die Hamburger Flagge. Er dampfte vorbei und bald war hinter uns nur ein Rauchwölkchen zu sehen. „Einen Gruß an das Vaterland, an die alte Heimat, an die guten Eltern!“ rief es in meinem Innern. Meine neue Heimat war jetzt der Ocean. Mein Sehnen hatte sich erfüllt, ich war auf der See, die schwankenden Bretter der schwimmenden Wohnung unter mir, auf der Reise in die weite, weite Welt.

Auf Wiedersehen! rufe ich meinen jungen Lesern zu. Später in einem der künftigen Hefte erzähle ich ihnen, wie meine Hoffnungen und Erwartungen in Erfüllung gingen.



Beschauliches.

Von

Johannes Trojan.

Wiederfinden.

steht auf dem Markt, ganz eingeschneit
Und von dem Wege müd und matt,
Wohl um die liebe Weihnachtszeit
Ein Tannenbäumchen in der Stadt.

Und Einer kommt und sucht sich's aus,
Dies Bäumchen grade dünkt ihm gut.
Wie er's mit Vorsicht trägt nach Haus,
Wird ihm das Herz so wohlgemuth.

Er kennt das Bäumchen schon, doch weiß
Er's nicht; es war an einem Tag,
Als er, nach einer Wandrung heiß,
Auf stiller Heide ruhend lag.

Da sang ein Vogel ihm sein Lied
Wohl von des Bäumchens Gipfel vor;
Und wie er nun des Weges zieht,
Klingt ihm das Lied, das Lied im Ohr.

Abend und Morgen.

Ist dir auch hartes Loos beschieden,
Abend und Morgen macht Vieles gut.
Der Abend bringt der Noth den Frieden,
Der Morgen bringt der Noth den Muth.

Der Herr und Petrus.

Legende von

Julius Sturm.



Vor Zeiten ging der Herr einmal
Mit Petro durch ein einsames Thal;
Da gab's kein Hüttlein weit und breit,
Sie wanderten bis zur Mittagszeit,
Und Petrus sprach: „Mich hungert sehr,
Seit gestern ist mein Magen noch leer.
Der Herr drauf: „Siehst du dort den Rauch!
Wo's Rauch giebt, brennt ein Feuer auch.
Ganz recht! da liegt ja schon das Haus;
Geh! bitte dir zwei Kuchen aus,
Den einen für mich, den andern für dich.“
Da spütete Sct. Peter sich,
Lief nach dem Haus vergnügt und fand,
Ein Weiblein, das am Herde stand,
Und bettelte um der Kuchen zwei,
Die fromme Seele gab ihm drei.
Da dachte Petrus: „Ich halt' mich an's Wort;
Zwei Kuchen bring' ich dem Meister dort,
Den dritten, den behalt' ich für mich,
Und steck' ihn unter die Achsel sich.
Als nun die beiden Kuchen verzehrt,
Hat sich der Herr zu Petro gelehrt,
Sprach: „Laß uns danken für den Schmauß!“
Und breitet' die Arme betend aus.
Da wußte Sct. Peter keinen Rath,
Er mußte thun, wie der Meister that.
O weh! da fiel der Kuchen in's Gras,
Und Petrus wurde bald roth, bald blaß.
Der Herr sah lächelnd den Kuchen an
Und sprach: „Nimm dir ein Gleichniß dran
Und merk': Nichts ist so fein gesponnen,
Es kommt doch endlich an die Sonnen.“

Deutsche Kaiserbilder.

Von Fedor von Höppen.

Original-Zeichnung von Wilhelm Camphausen.



Die kriegerischen Großthaten König Karls waren größtentheils vollführt, noch ehe das achte Jahrhundert abgelaufen war. Karl stand damals im vollendeten Mannesalter. Schon seine äußere Erscheinung war von ehrfurchtgebietender Hoheit. Er war von starkem Wuchse und maß sieben seiner Fußlängen. Seine Glieder waren ebenmäßig, seine Haltung männlich und stattlich, sein Gang sicher und fest. Durch mäßiges Leben und fleißige Leibesübungen, besonders Reiten, Fechten, Schwimmen und Jagen, hatte er sich eine außerordentlich dauerhafte Gesundheit und Rüstigkeit erworben. Die hohe, gewölbte Stirne deutete auf einen klaren Geist und mächtigen Willen, die Augen waren groß und leuchtend, die Nase etwas gebogen, das Antlitz heiter und mild.

In seiner Kleidung wie in seiner Lebensweise liebte Karl die Einfachheit. Gewöhnlich trug er ein leinenes Hemd, das ihm seine Töchter eigenhändig spannen und webten, darüber ein Wamms, das von einem seidnen Gürtel umschlungen war. Im Winter schützte ein Seehundsfell Brust und Schultern; im Sommer umwallte ihn ein meergrüner Mantel. Niemals sah man ihn ohne das Schwert, dessen Griff und Wehrgehäuf von Gold waren. Bei solchen Veranlassungen, wo es galt, die Erhabenheit seiner Würde auch äußerlich darzustellen, z. B. beim Empfangen fremder Gesandten, legte er auch wohl ein golddurchwirktes Oberkleid und einen Purpurmantel an, der durch Goldspangen zusammengehalten ward, und schmückte das Haupt mit einem Diadem von Edelsteinen. Dann blinkte auch der Griff seines Schwertes von Edelsteinen.

Furchtbar muß Karl in der Kriegstracht seinen Feinden erschienen haben. Es wird erzählt, daß der Langobardenkönig Desiderius beim ersten Anblick des „eisernen Karl“ von panischem Schrecken ergriffen worden sei, denn dieser war behelmt mit einem eisernen Helm, seine Arme bedeckt mit eisernen Schienen, die Brust und die beiden Schultern geschützt durch eisernen Harnisch. Die Linke trug die hochaufgerichtete eiserne Lanze, die Rechte war für den siegreichen Stahl bereit. An seinem Schilde sah

man nichts als Eisen. Auch sein Pferd war eisern an Farbe und Muth.

In Karls Umgebung sah man nur die tapfersten Ritter als „Paladine“, die würdigsten Staatsdiener und die größten Gelehrten der Zeit. Sein Ruhm drang bis in die fernsten Gegenden. Auch der große Kalif Harun al Raschid im Morgenlande ehrte ihn durch Gesandtschaften mit kostbaren Geschenken. Darunter befand sich ein weißer Elefant von seltener Größe, ein prächtiges Zelt, kostbare Stoffe und eine metallene, von Wasser getriebene Schlaguhr, bei welcher nach jeder Stunde so viele Metallkugeln auf ein ehernes Becken fielen, wie der Zeiger angab, und zugleich eben so viele Reiter aus künstlich angebrachten kleinen Thoren hervorsprengten und einen Ring ritten.

Am der Scheide des Jahrhunderts, als Karl auf der Höhe seiner Macht stand, zog er abermals über die Alpen, um den Papst Leo III., der vor seinen Feinden in Rom hülfebittend zu ihm geflüchtet war, wieder zurückzuführen und in seinem Ansehen zu befestigen. Am 24. Dezember 800 zog Karl in Rom ein. Am folgenden Tage — damals dem ersten Tage eines neuen Jahres und somit eines neuen Jahrhunderts, begab er sich zur Feier des Weihnachtsfestes nach der Peterskirche. Als er hier betend vor dem Altar kniete, trat der Papst vor, setzte ihm die kaiserliche Krone auf das Haupt und alles Volk rief: „Dem Augustus Karl, dem von Gott gekrönt, großen und friedeschaffenden Kaiser der Römer Sieg und Heil!“

Damit sollte angedeutet werden, daß die Macht des Römischen Weltreiches durch Karl den Großen wiederhergestellt sei und daß die gesammte abendländische Christenheit ihn als ihr weltliches Oberhaupt, als den Schirmherrn der Kirche, den Lenker des Rechtes und Beschützer des Friedens anerkenne. —

Wie groß auch Karls Kriegsthaten erscheinen mögen, so strahlt doch sein Ruhm als Gesetzgeber noch weit heller. Er theilte das ganze Reich in Gaue und setzte jedem derselben einen Gaugrafen vor, welcher den Gerichtsbann und Heerbann leitete. An den Grenzen wurden mehrere Gaue zu einer Mark unter einem Markgrafen vereinigt. Damit

aber die Grafen ihre Gewalt nicht mißbrauchten, ließ er das ganze Land durch besondere Königsboten oder Sendgrafen bereisen, welche alle Beschwerden

freiem Himmel — abgehalten, die größere oder das sogenannte Maifeld im Frühjahr, die kleinere im Herbst. Auf dem Maifeld erschienen sämtliche



prüfen und ihm auf den großen Reichsversammlungen Bericht erstatten mußten. Solcher Reichsversammlungen wurden alljährlich zwei — gewöhnlich unter

Großen des Reiches, um unter dem Vorfige des Kaisers die Gesetze (Kapitularien) zu berathen oder zu bestätigen, durch welche die Rechte der einzelnen

Stämme, sowie des gesammten Volkes gesichert werden sollten. Das war die germanische Freiheit im Schutze der gesetzlichen Ordnung.

Des Kaisers Streben ging darauf hinaus, sein Volk auf eine höhere Stufe der Bildung zu erheben und zu milderen Sitten zu erziehen. Um schon in den Herzen der Jugend die Keime des Guten zu wecken und zu pflegen, ließ er überall bei den Kirchen und Klöstern Schulen einrichten, in welchen außer im Lesen, Schreiben und Singen auch in der lateinischen und deutschen Sprache, sowie in der Zahlen- und Größenlehre Unterricht erteilt wurde. Eine solche Schule bestand auch an seinem Hofe, und alle Beamten und Diener mußten ihre Söhne in dieselbe schicken. Er selbst überzeugte sich von den Fortschritten der Schüler und ließ in seiner Gegenwart Prüfungen anstellen. Er rügte und strafte die trägen Knaben vornehmer Eltern, und belehrte sie mit ernstem Worte, daß der Vorzug adliger Geburt sie von der Pflicht zu lernen nicht befreie, vielmehr ihnen noch größere Pflichten auferlege, und er streichelte mild und freundlich dem fleißigen armen Schüler das Haupt.

Karl zog auch Gelehrte aus fremden Ländern an seinen Hof, wie den britischen Mönch Alcuin, dem er die Leitung jener Hofschule übergab und bei dem er selbst Unterricht nahm. Zu den Gelehrten seines Umganges gehörte ferner der frühere Kanzler des Langobardenkönigs Desider, Paul Warnefried, welcher auch eine Geschichte seiner Landsleute geschrieben hat. Als dieser für seine Theilnahme an einem Aufstande der Langobarden verurtheilt war beide Hände zu verlieren, begnadigte ihn Karl, indem er sagte: „Wo sollten wir denn wieder eine Hand herbekommen, die uns so schöne Geschichten schreibe!“

Wir haben schon gehört, daß Karl noch in spätem Alter lesen und schreiben lernte. In gleicher Weise ließ er es sich angelegen sein, das Griechische zu erlernen und sich im Lateinischen zu vervollkommen. Besonders aber lagen ihm deutsche Sprache und deutsche Zucht am Herzen. Er schrieb selbst eine Grammatik und ließ die alten deutschen Heldenlieder sammeln. Sogar bei der Mahlzeit pflegte er sich die Geschichten von den Thaten seiner Vorfahren vorlesen zu lassen. Oft auch erhob er sich in einer schlaflosen Nacht vom Lager und zog die Schreibtisch hervor, die immer unter seinem Kopfkissen lag, oder er trat an's Fenster, blickte hinauf zum gestirnten Himmel und überdachte in der Stille der Nacht weiße Gesetze, mit denen er sein Volk beglücken wollte.

So war seine große Seele rastlos thätig, immer dem Edlen zugewandt, in großen wie in kleinen Dingen, immer vorwärts und aufwärts strebend. Keine Stunde des Tages ging ihm ungenützt vorüber; selbst beim Ankleiden erledigte er Staatsgeschäfte. Mäßig war er im Essen und Trinken. Ein guter Wildbraten, von ihm selbst geschossen und von seinen Jägern am Spieße gebraten, und ein einziger guter Trunk, dazu ein wenig Obst, das genügte ihm zur Mahlzeit.

Bei dem großen Umfange seines Reiches konnte Karl nicht an einem bestimmten Orte seinen dauernden Wohnsitz nehmen. Seine kaiserlichen Hoflager oder Pfalzen befanden sich vielmehr im ganzen Lande zerstreut, in Würzburg, Regensburg, Schlettstadt, Königshof, Frankfurt, Tribur, Worms, Nimwegen, Heristal u. a. D. Seine Lieblingspfalzen aber waren die schon genannten zu Ingelheim und zu Aachen. Diese waren in Allem Vorbilder edler Zucht und Sitte.

Vor allen ist Aachen mit den Erinnerungen an den großen Frankenkaiser innig verwoben, sei es, weil die liebliche Waldgegend hier ihn besonders anzog, sei es, weil die Nähe der warmen Schwefelquellen, in denen er bei vorrückendem Alter gerne Leibesstärkung suchte, solchen Reiz auf ihn übte. Ueber dem Haupteingange der kaiserlichen Pfalz zu Aachen prangte in Goldbuchstaben die Inschrift: „Hier ist der Sitz des Reiches diesseits der Alpen.“ Prachtvolle Säulenhallen, zu welchen Karl den Marmor und die Kapitälner aus Rom und Ravenna hatte herbeischaffen lassen, umgaben das Hauptgebäude. Ein Säulengang führte von der Pfalz nach dem St. Mariendome hinüber, in welchem Karl, so oft er in Aachen weilte, jeden Morgen mit seiner Familie die Messe hörte.

In der Pfalz zu Aachen überdachte und ordnete Karl die Angelegenheiten seines weiten Reiches. Hier empfing er seine Sendboten von den fernen Grenzmarken, vom Ebro und der Tiber wie von der Eider und Elbe, hier auch die Gesandten aus fremden Reichen. Und derselbe Mann, dessen Geist mit so großer Sicherheit und Klarheit die entferntesten Dinge erfaßte, bestellte mit gleicher Gewissenhaftigkeit seinen Hausstand bis in's Kleinste. Seine Mutter Bertha ward bei ihm in Ehren alt, seiner Gattin Hildegard erwies er Liebe und Treue, seinen Kindern war er ein sorgsamer Vater. Er ließ seine Söhne im Waffenwerke wie in den Wissenschaften unterrichten, um sie an Leib und Geist zu tüchtigen Männern zu erziehen. Seine Töchter erhielten außer dem wissenschaftlichen Unterricht Anleitung in den

häuslichen Arbeiten, im Spinnen, Weben und Wirken. Ungern trennte er sich von den Seinigen. Bei der Jagd ritten die Söhne ihm zur Seite, auch von den Töchtern ließ er sich begleiten.

Mit dem Alter gewann Karls Wesen an Milde. Er bereute manche harte Maßregel, die er zur Erreichung seiner vorgeetzten Ziele gewaltsam durchgeführt hatte, und demüthigte sich um so tiefer vor Gott. Mit tiefem Schmerz erfüllte ihn der Verlust seiner beiden mannhaften Söhne Pipin und Karl, die kurz nach einander starben (810 und 811). Nur der jüngste, Ludwig, blieb ihm, ein gutmüthiger und gelehrter Mann, aber ohne Willens- und Thatkraft.

Als der große Kaiser sein Lebensende nahe fühlte, berief er eine Reichsversammlung nach Aachen (813) und fragte die Großen seines Reiches, ob sie seinen Sohn Ludwig als ihren König anerkennen und ihm Treue halten wollten. Alle antworteten einmüthig: „Ja, Gott will es so haben!“

Am folgenden Tage, einem Sonntag (16. Nov.), begab sich Karl im vollen Kaiserschnucke nach dem Dome, kniete mit seinem Sohne vor dem Altar zum Gebete nieder und ermahnte ihn dann in Aller Gegenwart, Gott zu fürchten und zu lieben und seine Gebote zu halten, die Kirche zu schützen und ihre Diener zu ehren, seinen Schwestern und Verwandten sich gütig zu erweisen, den Armen ein Tröster, dem Volke ein gerechter Richter zu sein und vor Gott und den Menschen unsträflich zu wandeln. „Willst du das alles thun, mein lieber Sohn?“ fragte der Kaiser tief bewegt.

— „Mit Freuden und mit Gottes Hülfe will ich Alles vollbringen, was du mir geboten hast, lieber Vater!“ gelobte Ludwig unter Thränen.

„Wohlan!“ sprach Karl weiter, so nimm dir selbst die Krone vom Altar, setze sie auf dein Haupt und bleibe deines Gelübdes eingedenk!“

Karls Gesundheit ward in den letzten Jahren durch heftige Fieberanfalle erschüttert. Ungern hörte er auf den Rath der Aerzte, welche ihm den Genuß

von Gebratenem untersagten. Der früher so kräftige Körper ging sichtlich der Auflösung entgegen. Trotz der zunehmenden Schwäche setzte Karl seine Thätigkeit noch in alter Weise fort, aber der Körper versagte den Dienst. Klaren und frommen Sinnes, versöhnt mit Gott und den Menschen und friedevoll in seinem Innern bereitete Karl sich auf den Tod vor. Am 28. Januar 814 starb der mächtige Herrscher der Christenheit.

Sein Leib ward einbalsamirt und auf goldenem Stuhle sitzend, mit den kaiserlichen Prachtgewändern und dem Diadem angethan, in der Gruft des Mariendoms zu Aachen bestattet. Unermeßlich war das Klagen und Trauern des Volkes. —

Das große Frankenreich hatte keinen dauernden Bestand, aber wichtige Folgen. Die Völker des Abendlandes waren unter der christlichen Herrschaft des Kaisers Karl einander näher gebracht und daraufhingewiesen, in Zukunft auf der Bahn christlicher Bildung und Gesittung fortzuschreiten. Waren auch unter dem Scepter Karls des Großen deutsche und romanische Völkerschaften vereinigt, so war doch seine Regierung von großer Bedeutung für uns Deutsche. Denn Karl verleugnete niemals seinen deutschen Ursprung. Auf deutschem Boden hatte seine Wiege gestanden und lagen seine Pfalzen, deutsche Art und Sitte herrschten in seinen Pfalzen, deutsch war auch die Erziehung, die er seinen Söhnen und Töchtern zu Theil werden ließ.

Unter Karls Sohn und Enkeln kam es zu einer Trennung der deutschen und romanischen Lande des fränkischen Reiches, und erst seit dem Theilungsvertrage zu Wirten oder Verdun (843) können wir von Deutschland und Frankreich als zwei von einander geschiedenen Reichen sprechen, deren Völker ihren eigenartigen Entwicklungsgang nahmen. Aber allen Beherrschern Deutschlands leuchtete das hehre Vorbild des großen Frankenkaisers voran und sein Walten und Thun schuf die Grundlagen für die folgende Gestaltung des deutschen Reiches.

Sprüche von Friedrich Güll.



Im Angesicht ist ausgeprägt,
Was still ein Herz und schweigsam trägt.

Was der Mehlthau ist der Blüthe,
Ist die Mißgunst dem Gemüthe.

Hätt' ich nicht die Muschel geüßt,
Hätt' ich die Perle nicht erwüßt.

Die Wahrheit bedarf des Eides nicht,
Die Schönheit des Geschmeides nicht.

Ein freundlich Angesicht, dazu ein freundlich Wort,
Willkommen jederzeit sind sie an jedem Ort.

Die Perle, wird sie alt, verliert den lichten Schein,
Doch volle Farbenglut bewahrt der Edelstein.



Des deutschen Reiches Wahl- und Krönungsstadt.

Von Georg Lang.

Mit Illustrationen von R. Schuster.

Ehe ich euch in die belebten Straßen und zu den geschichtlich merkwürdigen Gebäuden führe, folgt mir auf eine sanfte Erhebung, den Mühlberg, im Süden Frankfurts.

Der Standpunkt, den wir gewählt, ist der lohnendsten einer; denn Fluß und Stadt, Feld und Gebirge, — sie fügen sich, von hier aus gesehen, zu einem ganz besonders harmonischen, lieblichen Bilde.

Seht nur, wie anmuthig sich der Taunus im Hintergrunde der Landschaft lagert! Der Feldberg und sein nächster Nachbar, der Altkönig, bilden die bedeutendsten Erhebungen. Nun aber schließen sich an die beiden ehrwürdigen Häupter nach dem Rheine zu eine große Anzahl Höhen, mächtigen Bogen vergleichbar, die plötzlich zum Stillstand gebracht wurden. Das Profil des Taunus übertrifft viele andere Gebirge durch seine Schönheit. Selbst der vielgereiste Alex. v. Humboldt spendet ihm dieses Lob.

Die kräftigen und häufig wechselnden Farbentöne verleihen dem Gebirge außerdem noch besonderen Reiz. Bei klarer Luft unterscheiden wir Feld, Wald und Ortschaften auf und an dem Taunus. Fügt sich's, daß wir ihn beim Sonnenuntergange beobachten können, so ist er oft übergossen vom kräftigsten Violett und erinnert dann lebhaft an die italienischen Gebirge. Gewöhnlich aber kleidet er sich

in tiefes Blau, und gar vortheilhaft hebt sich dann gegen diesen Hintergrund die altberühmte Krönungsstadt ab, die sich vor uns ausbreitet.

Der größte Theil der Stadt, das eigentliche Frankfurt, liegt jenseits, also nördlich vom Main; diesseits, dicht vor uns, breitet sich zwischen den geeignetsten Gemüse-, Obst- und Weingärten Sachsenhausen aus.

Besonders fällt uns in's Auge die stattliche Häuserreihe, welche den Fluß auf der Frankfurter Seite begleitet. Hinter dieser hellen Straße erblicken wir ein Meer von Dächern, aus dem sich eine Anzahl Kirchen wie Inseln erheben. Alle überragt der Krönungsdom. Schon das Schiff desselben läßt die übrigen Gebäude tief unter sich, während es selbst wieder von seinem Thurme, im Munde des Volkes der Pfarrthurm, noch um ein bedeutendes überragt wird. Doch theilte der Pfarrthurm das Schicksal vieler im Mittelalter begonnener Kirchenbauten: er stand Jahrhunderte lang unvollendet. Um ihm einen nothdürftigen Abschluß zu geben, überwölbte man ihn mit einer Kuppel, die sich recht fremdartig auf dem gothischen Bau ausnahm und der ganzen Stadtansicht ein minder malerisches Gepräge verlieh. — Seit dem Dombraud im Jahre 1867 war man damit beschäftigt, den schwerbeschädigten Thurm theil-

weise abzutragen, und nun ist er seiner Vollendung zugeführt worden.

Zunächst dem Dom links vom Beschauer erhebt sich die Katharinenkirche; dann folgt die neuere Paulskirche, in der das erste deutsche Parlament am 18. Mai 1848 zusammentrat. Dicht bei ihr gewahren wir den zierlichen Thurm der gothischen Nikolaikirche. Die dann noch folgenden im Schatten liegenden Kirchen gehören zu Sachsenhausen. Mit dem rechts vom Dome sichtbaren Eichenheimer Thurm mache ich euch später bekannt.

Der Stadt Frankfurt geschieht in einer Zeit, in der schon mancher blühende Ort am Main genannt wird, noch nicht Erwähnung.

Erst seit Karl dem Großen wird ihrer öfter gedacht; gleichwohl ist anzunehmen, daß schon vor diesem gewaltigen Herrscher hier eine Niederlassung bestand. Der Name zeigt bereits, daß sich hier eine Furt, d. h. eine Stelle im Fluß vorfand, die den Uebergang leicht ermöglichte. Was Wunder, wenn diese Furt viel benutzt, wenn sie Frankfurt genannt wurde, weil sie dem Volke der Franken gehörte? Diese legten Befestigungen an, um den wichtigen Uebergang nicht in die Hände der Feinde gerathen zu lassen. Und wo schützende Mauern waren, da ließ sich der friedliche Händler und Handwerker gerne nieder; so mußte sich naturgemäß hier eine Ortschaft bilden. Gewiß trug es zur Hebung des Ortes bei, daß sich in der Nähe ein königliches Kammergut befand; ganz besonders aber stieg seine Bedeutung dadurch, daß sich Karl der Große und dessen Sohn Ludwig der Fromme gerne hier aufhielten. Schon zu des letzteren Zeiten wird die Stadt ein locus celeber, ein berühmter, volkreicher Ort genannt.

Eilen wir nun der Stadt zu!

Der Weg führt uns nach Sachsenhausen. Es soll seinen Namen dem Umstande verdanken, daß Karl der Große die Unruhigsten des Sachsenvolkes hierher, wie auch an andere besondere Orte seines weiten Reiches verpflanzte; und es läßt sich nicht leugnen, daß der Sachsenhäuser bis auf unsere Tage sich eine gewisse Eigenart bewahrt hat. Biedere Derbheit liegt in hohem Grad in seinem Wesen.

Eine hervorstechende Eigenschaft des Sachsenhäusers ist unermüdlcher Fleiß. Hier begegnet er uns mit dem Schubkarren, den Segen des Landes rasch zu Markte fahrend. Dort auf dem Felde regt er sich mit seltener Emsigkeit. Dafür hält aber auch sein Weib so wohlgediehene Gartengewächse feil, wie sie nur selten anderswo gefunden werden, und es ist jedem Fremden anzurathen, über den reich ausgestatteten Markt einen Gang zu machen. Nur

hüte er sich, eines der Weiber durch Geringschätzung ihrer Waare zu beleidigen; denn in einem Wortgefechte zieht er sicher den kürzeren. Dagegen beweisen die Sachsenhäuser bei jeder Gelegenheit ein mitleidiges, hilfsbereites Herz, und es geschieht nicht selten, daß sie sofort eine Sammlung unter sich veranstalten, wenn ihnen ein Unglücklicher zu Gesicht kommt.

Wir kommen zum „Assenthor“. Der Name dieses Einganges giebt uns ein Beispiel davon, wie seltsam im Laufe der Zeit Wörter entstellte und ihrem ursprünglichen Sinne entfremdet werden. Denkt nur, dieses Thor hieß einst das „Ave-Thor“ nach einer nahen Ave-Maria-Kapelle, und heute ist es im Munde des Volkes zum „Assenthor“ geworden! —

Wir eilen der alten Brücke zu. Nun aufgepaßt, daß euch in dem Gewirre von Wagen und Menschen kein Unfall zustößt! Wie lang schon dient der ehrwürdige Bau dem friedlichen Verkehre als Hauptstraße zwischen Süd- und Norddeutschland! Aber auch schwere Kämpfe sah die Brücke im Laufe der Jahrhunderte. Sie könnte uns erzählen von den streitenden Parteien bei so mancher Kaiserwahl, sie diente als Zankapfel zwischen Kaiserlichen und Schweden, sie sah in endlosen Zügen unsere westlichen Nachbarn sich in unser unglückliches Vaterland ergießen, auf ihr wogte noch der Kampf zwischen Baiern und Franzosen nach der Schlacht bei Hanau.

Heute aber welch buntes Treiben auf und unter diesem Flußübergange! Da wird dem Beschauer die Zeit nicht lang. Wir schreiten bis gegen die Mitte der Brücke, und da höre ich euch fragen: Was bedeutet denn der vergoldete Hahn auf eisernem Kreuze? Eine bestimmte Antwort kann ich leider nicht geben; doch hört, was die mittelalterliche Sage berichtet.

Als der Baumeister die Brücke zur bestimmten Zeit nicht fertig stellen konnte, ließ er sich die Hülfe des Gottseibeiums zusagen. Da aber der Teufel nichts umsonst thut, so mußte ihm der Baumeister das erste lebende Wesen versprechen, welches die Brücke überschreiten werde. Ueber Nacht war denn auch wirklich mit Hülfe des Teufels das Werk vollendet. Wer aber beschreibt den Schreck des Baumeisters, als er vom Rath der Stadt dazu ausersehen wurde, zuvörderst in dem Zuge zu schreiten, der die Brücke einweihen soll! Doch der Kluge wußte sich zu helfen. Er steckte unter seinen Mantel einen Hahn, und als er an die Brücke kam, trieb er denselben vor sich her. Der gesoppte Teufel drehte wuthschnaubend dem Tagesverkündiger den Hals herum und verschwand; zum Andenken daran wurde aber der goldene Hahn errichtet. — Leicht gewahrt man an demselben eine Vertiefung, die der Sage

nach von einer Kugel herrühren soll, welche ein Schwede im 30jährigen Kriege gegen den Hahn abgeschossen habe. Zurückprallend sei sie aber dem Frevler selbst zum Verderben geworden und durch seine Brust gedrungen.

Vermuthlich wurde das Kreuz mit dem Sinnbild der Wachsamkeit aufgestellt, damit es die armen Sünder, welche hier ihren Tod fanden, zur Befehrung mahne. Es war nemlich lange Zeit schrecklicher Gebrauch, daß insbesondere die wegen falschen Spiels zum Tod Verurtheilten hier in den Main gestürzt wurden. Da man im Mittelalter zur Strafe auch oft noch den Spott gesellte, so wurden die Unglücklichen erst mit Karten behangen, ehe man sie den Fluthen übergab.

Doch zurück zur schöneren Gegenwart! Wir sehen stromaufwärts. Links haben wir wieder die lange Häuserreihe mit der säulengeschmückten Stadtbibliothek. Auf der Sachsenhäuser Seite aber erheben sich noch Thürme und Mauern der alten Befestigungen; hier Zeugen der Vergangenheit, dort Bilder der Gegenwart! Vor uns aber breitet sich ein ungemein liebliches und belebtes Flußbild aus. Die meist glatte Fläche des sanften Mains spiegelt das Blau des Himmels wieder, zwischen dem Grün der Ufer schimmern die zerstreuten Gebäude Oberrads und Offenbachs hervor und eine in blauem Duft ruhende Höhe im Hintergrund giebt der Ansicht einen wohlthuenden Abschluß. — Dort kommt ein Floß der Brücke zugetrieben. Wie emsig plötzlich die Mannschaft desselben wird, denn es gilt, ohne Anstoß zwischen zwei Pfeilern durchzufahren. Nicht immer gelingt es so gut wie heute; ich sah einst, wie ein Floß gegen einen Pfeiler stoßend zerbarst und die Stämme regellos wie umhergestreute Schwefelhölzer dahin trieben, während die mit der Fluth kämpfenden Schiffer nur schneller Hülfe vom Lande ihre Rettung verdankten. —

Dort nahen sich eine Anzahl Schiffe, die der Stadt theils Brennholz, theils Bausteine zuführen. Diese fröhliche Gesellschaft aber treibt stromabwärts dem Walde zu, um sich einen vergnügten Nachmittag zu bereiten. Ihre laute Fröhlichkeit stört den Fischer. Aber was sind das für Boote, die alle anderen überholend pfeilschnell die Fluth durchheilen? Jünglinge in gleichmäßiger Kleidung führen behend das Ruder. Es sind Mitglieder des Ruderclubs, junge Leute, die ihre Freude finden an der kräftigen Thätigkeit des Schiffers.

Kommt mit auf die andere Seite der Brücke, sodasß wir stromabwärts schauen! Auch jetzt tritt uns Sachsenhausen sehr alterthümlich aber auch ungemein malerisch entgegen. Schon nahen wir einer anderen Brücke, die, nur auf wenig Pfeilern ruhend,

durch ihre schlanken Formen der Stadt zur Zierde gereicht. Sie ist nur für Fußgänger eingerichtet. Dicht oberhalb derselben sehen wir auf der Frankfurter Seite den Saalhof, ein stattliches Gebäude, an dessen Stelle früher die Sala, ein Palast Ludwigs des Frommen stand. Noch gewahren wir eine alte Kapelle, die zum größeren Theil aus der Zeit Ludwigs herrühren soll. —

Gleich rechts sehen wir die alte Leonhardskirche, an deren Stelle eine kaiserliche Pfalz Karls des Großen einst gestanden haben soll.

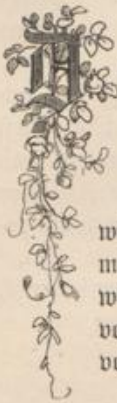
Schon nahen wir einer dritten Brücke, der neuesten und schönsten Frankfurts, und vor uns sehen wir noch eine vierte, die Eisenbahnbrücke. Aber nicht nur über dieselbe eilen Bahnzüge, — auch unter ihr dringt soeben eine Locomotive hervor und nimmt ihren Weg am Ufer stromaufwärts. Sie darf nicht eilen, denn ihre Bahn geht über eine belebte Straße. So können wir, über die Brücke schreitend, ihr leicht folgen, bis wir unseren früheren Standpunkt, die alte Brücke, wieder erreichen. Die Locomotive, die von den Westbahnhöfen kam, verfolgt ihren Weg weiter zu dem Ostbahnhof; wir aber betreten noch einmal die Brücke und besuchen inmitten derselben die Statue Karls des Großen. Im Krönungsornate, das Schwert in der Rechten, den Reichsapfel in der Linken, steht der mächtige Herrscher da und schaut nach Westen. Nun erst, nachdem die deutschen Stämme sich geeint haben zu einer festgeschlossenen, achtunggebietenden Macht, erscheint der gewaltige Kaiser hier so recht an seinem Platze. Denn nur wenige Jahre sind es her, daß man noch von einer Maingrenze sprach und damit jagen wollte, Süddeutschland sei ausgeschlossen von dem Bunde, der den Norden unseres Vaterlandes machtvoll vereinigte. — Doch wir sind einig, nicht mehr ist der Main ein Grenzfluß, mitten im Herzen des Vaterlandes strömt er! Mit diesem Jubelruf verlassen wir die Brücke und betreten die Stadt. Wir wenden uns nördlich in die Fahrgasse. Schon nach wenigen hundert Schritten erhebt sich dicht zu unserer Linken der Dom. Leider verunzieren ihn Verkaufsbuden, die wie Nester an seiner Umfassungsmauer kleben. Doch sollen dieselben bald beseitigt werden. Jahrelang war der Pfarrthurm von Gerüsten umgeben. Erst 1877 fand er seine Vollendung. So ernst er drein schaut, kann er doch von manch fröhlichem Gelage reden, das hoch oben über oder besser gesagt in seinem Haupte abgehalten wurde. Bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts feierten viele Bürgerleute mit Sang und Tanz ihre Hochzeit auf dem Pfarrthurme! — (Fortf. folgt.)

Das Jaköbchen und der Zuckerdütenbaum.

Märchen von

Victor Blüthgen.

Mit Original-Zeichnungen von Eugen Klimsch.



Das Jaköbchen wäre gewiß ein großer Taugenichts geworden, weil er so gern heimlich naschte, denn: junge Naschkatzen, alte Spitzbuben, heißt es. Aber da ist ihm noch zu rechter Zeit etwas merkwürdiges passirt, nämlich die Geschichte mit dem Zuckerdütenbaum, die ich erzählen will, und seitdem waren seine Unarten von ihm weggeschritten wie Wasserreißer von einem Baume.

Das Jaköbchen war schon eine ganze Weile in der Dorfschule und hatte es jedesmal, wenn wieder ein Schub kleine Buben und Mädchen in dieselbe aufgenommen wurden, erlebt, daß sie am ersten Schultage von dem Lehrer eine Zuckerdüte bekamen, wie er sie vor Zeiten auch bekommen hatte. Und jedesmal hatte er ihnen einen Theil davon abgeschwaßt oder wegstibigt oder sie solange geängstigt, bis sie ihm davon gegeben hatten. Aber er hatte niemals darüber nachgedacht, woher diese Zuckerdüten eigentlich kamen. Endlich überlegte er sich das doch einmal, und als er mit Ueberlegen fertig war, sagte er zu einem Jungen so laut, daß es der Lehrer hören konnte: „Seppel, was für ein reicher Mann muß der Lehrer sein, daß er alle Jahre so viele Zuckerdüten verschenken kann! Ich werde auch Lehrer.“

„Jaköbchen,“ sagte der Lehrer und lachte, „Lehrerbrot ist sauer Brot, besonders wenn es viel solche Schlingel in der Schule giebt, wie du einer bist. Und die Zuckerdüten kaufe ich nicht, die kommen vom Zuckerdütenbaume, der im Schulhose wächst.“

„Wo denn da?“ fragte das Jaköbchen und machte große Augen.

„Das glaube ich wohl, daß du ihn noch nicht gesehen hast,“ war die Antwort. „Er wächst nur in zwei Nächten des Jahres, und in einer einzigen Stunde bloß. Wenn die Stunde da ist, so nehme ich das Papier von einer alten Zuckerdüte und das vergrabe ich in die Erde; dann wächst ein Stengel heraus, das wird der Baum, von dem ich die Düten schüttle. Wenn auf dem Thurm die Stunde ausschlägt, thut es einen kleinen Knall und fort ist alles. Mehr darf ich nicht davon sagen.“

Deutsche Jugend. XIII.

Jetzt war es um die Ruhe des Jaköbchens geschehen. Er dachte an nichts mehr als an den Zuckerdütenbaum. Ja, wenn er an den einmal kommen könnte! Was waren alle Birnen-, Aepfel- und Pflaumenbäume, selbst die Aprikosenbäume im Pfarrgarten gegen solch einen Baum! Aber er wuchs nur in zwei Nächten, und die hatte der Lehrer nicht bezeichnet.

„Ich mache sie doch ausjündig, aber heimlich,“ sagte das Jaköbchen. „Kein Junge bekommt nachher etwas davon. Ich kann mir schon denken, daß es zwei Nächte um Ostern und um Michaelis sind, denn nach Ostern und nach Michaelis kommen die Neuen in die Schule und da werden die Düten vertheilt. Wenn es nur erst Ostern würde.“

Der Winter verging und Ostern kam. Die Leute backten die Osterkuchen und kochten die bunten Ostereier, wenn der Osterhase etwa keine legen sollte; und das Jaköbchen dachte: „In der Osternacht passe ich das erste Mal auf, und dann alle Nächte, bis die Schule anfängt. In einer davon sehe ich den Dütenbaum gewiß.“ Und als die Abendglocken am stillen Samstage ausgeläutet hatten, sagte der Junge zu seiner Mutter: „Die Muhme hat gesagt, ich soll diese Nacht bei ihr sein; das darf ich doch wohl?“

Die Mutter nickte, und das Jaköbchen ging.

Es war eine warme Frühjahrsnacht und das Jaköbchen verberg sich auf dem Kirchhose hinter einem großen Leichensteine, bis der Lehrer das Kirchhorthor zugeschlossen hatte und die Thür zum Schulhose auch. Dann kroch er auf einen alten Fliederbaum bei der Kirchhofsmauer, von dem konnte er über die Mauer in den Schulhof gelangen, das hatte er schon oft probirt. Aber heute sah er bloß mänschenstill in dem Fliederbaum und wartete.

Eine Stunde nach der anderen verging und es geschah nichts. Es war dunkel und stille, bloß die Sterne schienen und die Glocke brummte dann und wann vom Thurme. Endlich schlug es Zwölf, und bald darauf klapperte es an der Schulhausthür, und richtig — da kam der Lehrer heraus, in Schlafrock und Sammetkäppchen und mit einer Laterne.

Er stellte die Laterne in den Hof, sah sich nach

einem Spaten um und grub dann ein Loch. Hier-
auf nahm er ein buntes Papier aus der Tasche,
das legte er in die Grube und schüttete die Erde
darüber. Und nun stellte er sich mit dem Rücken
gegen die Mauer und wartete.

„Jetzt kommt's,“ dachte das Jakobchen und hielt
den Athem an.

Da wuchs ein Stengel aus der Erde, blau
wie blaues Zuckerhut-Papier, der wurde größer und
größer, und endlich ein Stamm. Aus dem Stamme
brachen Aeste und Zweige, aus den Zweigen Blatt-
knospen, die sprangen auf und nun gab es Blätter,
— alles blau wie von blauem Zuckerhut-Papier.
Und dann kam die Hauptsache.

Zwischen den Blättern entstanden dicke Knospen;
als die aufbrachen, knackte es ein Bißchen. Die
Blüthen, die herauswuchsen, glichen erst kleinen
bunten Winden, bis sie allmählich so groß wurden
wie ordentliche Zuckerdüten. Sie waren von bunt-
farbigem Zuckerdüten-Papier. Aber wie die leuch-
teten! ähnlich den bunten Papierlaternen, mit denen
man illuminiert, nur viel, viel heller. Sie wurden
dann freilich wieder dunkel, nämlich nach und nach
vom Stiel aus, wie Gläser, in welche rother Wein
gegossen wird; das kam gewiß daher, daß vom
Kerchboden aus das Zuckerwerk wuchs. Zuletzt
faltete sich der Papierrand zusammen und die Düten
waren fertig.

Da stand der Zuckerdütenbaum im dunklen
Schulhose und glomm bloß noch ein wenig wie alte
Weiden mit faulem Holz; und dem Jakobchen auf
dem Fliederbaum pochte das Herz, als ob es zer-
springen wollte. So etwas hatte noch kein Junge ge-
sehen, bloß er! Indem kam aber der Lehrer von der
Mauer hinzu, nahm sein Käppchen ab und sprach:

„Lieber Zuckerdütenbaum,
Sieh mir ein paar Düten
für die Knaben und Mägdelein,
Die ich nun soll hüten!“

Damit setzte er das Käppchen wieder auf und
schüttelte, und das Jakobchen hörte die Düten fallen
und sah hernach, wie der Alte mit der Laterne eine
nach der anderen auflos. Er that sie alle in einen
kleinen Korb, den er herzu trug, nahm noch einmal
das Käppchen ab und sagte:

„Schöner Zuckerdütenbaum,
Dank für deine Gaben:
Zehn mal von den Mägdelein,
Acht mal von den Knaben.“

Und nun drehte er sich herum und ging in
das Haus.

Das Jakobchen wartete, bis im Schulhause
kein Licht mehr zu sehen war, dann stieg er über

die Mauer; das war nicht schwer, denn gerade
unter dem Fliederbaum waren ein paar Löcher in
derselben. Und nun schlich er bis an den wunder-
baren Baum. So recht wohl war ihm doch nicht
zu Muth, aber er sah immer auf die großen Düten
in den bläulich glimmenden Zweigen, die so schwer
herunter hingen, und bekam wieder Herz. Was
mochte da alles drin stecken!

Er faßte mit einem raschen Griff an den
Stamm und schüttelte; aber mit einem Male ließ
er los und wäre fast umgefallen, denn es gab
einen Schlag durch seinen ganzen Körper, daß er
ganz schwindlig wurde. Eine Düte war nicht ge-
fallen.

„Oh,“ dachte das Jakobchen, „ich muß gewiß
erst den Spruch sagen.“ Und er fing an:

„Lieber Zuckerdütenbaum,
Sieh mir ein paar Düten,
für die Knaben und Mägdelein,
Die ich nun soll hüten.“

Darauf trat er mit aller Macht gegen den
Stamm, daß die Zweige raschelten und die blauen
Lichter durcheinander flimmerten. Diesmal erhielt
er einen noch schlimmeren Schlag; es dauerte eine
Weile, ehe er sich wieder recht besinnen konnte.
Und noch immer war keine Düte gefallen.

Jetzt wurde das Jakobchen ärgerlich. „Ich
weiß schon wie ich's mache,“ sagte er, ging an den
Stall hinter und kam mit einer langen Stange zu-
rück. „He,“ sprach er, wenn du schlägst, schlage ich
wieder.“ Er nahm sich eine recht dicke Düte auf's
Korn, holte aus und schlug was er konnte. Er
sah die Düte herunter fliegen, aber zugleich brummte
die Glocke vom Thurm „Eins“, vor seinen Augen
flog es wie ein Blitz auf, ein Knall, — und das
Jakobchen wußte nichts mehr von sich.

Als der Junge aufwachte, war der Mond
aufgegangen und er sah ein Stückchen hin die Düte
liegen. Von dem Baume war nichts mehr zu er-
blicken. Er stand auf, nahm die Düte und kletterte
rasch über die Mauer, dann über das Kirchhofs-
gatter auf die Dorfstraße, und nun konnte er sich
nicht mehr bezwingen: er mußte die Düte, die ihm
gar nicht so dick mehr vorkam, öffnen. Wie er sie
gegen den Mondschein hielt und hinein sah, gukte
etwas Struppiges heraus. „O weh,“ sagte das
Jakobchen, „was ist das?“ und damit schleuderte
er die Düte auf den Weg. Das struppige Ding in
der Düte bewegte sich und fing an zu wachsen —

Es ward eine Ruthe, wie sie in der Schule
hinter der schwarzen Tafel steckte.

Der Junge lief was er laufen konnte, denn er

ahnte nichts Gutes. „Heda,“ rief es hinter ihm her, „wart' ein Bißchen!“ und ehe er sich dessen versah, war die Ruthe in seinem Rücken und tanzte lustig darauf herum. Klipp klapp, ging das; und es that ganz ordentlich weh! Das Jakobchen konnte vor Schrecken nicht einmal schreien, sondern rannte nur immer vorwärts, dem Hause seiner Eltern zu. Erst als er von der Mauer in den Hof sprang, hörten die Schläge auf und die Ruthe war verschwunden.

Zum Glück bellten die Hunde nicht; sie waren gar nicht zu sehen. Ein Fenster stand offen, und durch das gelangte das Jakobchen, ohne daß jemand etwas merkte, in seine Kammer. Er zog seine Kleider aus und legte sich zu Bett, und er nahm



das Deckbett so hoch über das Gesicht wie möglich, denn es gruselte ihn.

„Gott sei Dank,“ dachte er, „wenigstens ist die Ruthe nicht mehr da.“

Mit einem Male krabbelte etwas unter das Deckbett. „Mück' ein Bißchen,“ sagte es, „ich will auch noch Platz haben.“ Und das Jakobchen fühlte, wie die struppige Ruthe ihn anrührte, und rückte so weit wie nur möglich an die Wand. Vor Angst lag er ein paar Stunden, ehe er einschlief.

Frühmorgens schlüpfte die Ruthe hinaus — er merkte nicht wohin. Er zog sich an und ging zu seiner Mutter. „Bist du denn nicht bei der Muhme gewesen?“ fragte die. „Nein,“ sagte das Jakobchen, „ich bin gestern Abend wiedergekommen und zu Bette gegangen.“ Aber kaum hatte er das gesagt, so rappelte etwas hinten in seiner Rocktasche. „Das ist die Ruthe!“ dachte das Jakobchen, „die will dich für deine Lüge auszahlen!“ und in voller

Angst gestand er der Mutter, was er die Nacht getrieben hatte. Die lachte ihn aus und meinte, er werde wohl geträumt haben, und als er sagte, die Ruthe wäre in seiner Rocktasche, da lachte sie erst recht. Gern hätte er sie ihr gezeigt, aber er getraute sich nicht sie anzufassen.

Die beiden waren jetzt immer bei einander, das Jakobchen und die Ruthe; Nachts schlief sie bei ihm im Bette, und am Tage machte sie sich klein und wohnte in seiner Rocktasche, und wenn er irgend einen seiner alten Streiche oder sonst etwas unrechtes begehen wollte, so fühlte er sie in der Tasche rappeln und hatte zu nichts mehr den Muth. Alle Welt war erfreut, wie das Jakobchen jetzt verändert war; ihn selber aber wurmte die verlorene Freiheit und der Spott seiner alten Kumpane, und er sann, wie er sich der Ruthe entledigen könne.

„Ich habe es!“ sagte er eines Tages, nahm ein Stück Bindfaden und machte eine Schlinge daraus, die legte er ganz unversehens um den Rockflügel, in dem die Tasche mit der Ruthe war, und schnürte die Tasche ganz zu. „Gefangen!“ schrie er, zog den Rock aus und freute sich, wie er es in der Tasche zappeln sah. „Wie du mir, so ich dir,“ lachte er dann: „jetzt sollst du einmal sehen wie es thut, du Struppkopf.“

Er trug den Rock in den Holzstall, legte die Tasche auf den Klotz und fing an, mit dem Beil darauf zu schlagen. Zuerst bloß mit dem Rücken, und dazu schrie er: „Windelweich! windelweich!“ Und endlich sagte er: „Nun will ich dir das Lebenslicht ausblasen.“ Er lehrte das Beil um, zerhackte die Stelle, wo die Ruthe saß, kreuz und quer, bis die Fäden herumhingen und von der Ruthe die Stücken herausfielen. Er trieb dann den Tag über sein altes Wesen, und als er nach Hause kam, belog er seine Mutter und sagte, er wäre in die Dornen gefallen, davon wäre ihm der Rock ganz zerseht worden. Des Nachts streckte er sich behaglich im Bett, denn zum ersten Male war die Ruthe nicht neben ihm.

Mitten in der Nacht wachte er auf, denn es pochte etwas an das Fenster. „He, Freundchen, aufgemacht!“ rief eine dünne Stimme. Die Ruthe war es, die wieder gewachsen sein mußte; er wagte nicht ungehorsam gegen sie zu sein. Zitternd stand das Jakobchen auf und öffnete; wie der Wind fuhr sie herein, und der Junge bekam eine richtige Tracht aufgezehlt. „So, jetzt bin ich müde,“ sagte die Ruthe, „und wir wollen wieder schlafen.“ Und sie krochen beide in das Bett.

„Ich bringe sie doch um,“ dachte das Jakob-

chen grimmig. Und nach ein paar Tagen hatte er wieder einen Plan fertig.

Er nahm eine noch festere Schlinge und eine Schere mit sich und ging an einen Weiher, von dem man nicht anders sagte als: er hätte gar keinen Grund, so tief wäre er. Da that er als ob er baden wollte, und zog den Rock aus; aber er badete nicht, sondern schnürte wieder die Tasche zu, dreimal herum, schnitt den ganzen Rockflügel ab und band einen großen Stein an das Schlingen-Ende. Nun warf er alles zusammen in den Weiher, und es ging gleich unter.

„Jetzt habe ich es dir eingetränkt,“ lachte das Jaköbchen vergnügt und rieb sich die Hände. Aber das Jaköbchen hatte sich auch diesmal umsonst gefreut, denn des Nachts klopfte es wieder an's Fenster und begehrte Einlaß. Und als der Junge das Bett über die Ohren zog und dachte: „Sieh, wie du herein kommst,“ fuhr es flirrend durch die Fensterscheibe; natürlich die Ruthe!

„Komm heraus,“ sagte sie.

„Ich will nicht,“ antwortete das Jaköbchen. Aber als die Ruthe böse wurde und ihm drohte, bejann er sich und kroch heraus. Die Ruthe war ganz naß und das Wasser sprühte herum, als der Junge seine Schläge bekam. „Mich friert,“ sprach sie, als sie zu ihm in das Bett kroch; „es war so kalt im Wasser und du mußt mich wärmen.“ Und das Jaköbchen fühlte die nassen Reiser an seinen Beinen. Aber er dachte, doch: „Einmal probire ich's noch; zum dritten Male gilt alles. Das Wasser war das richtige nicht; es hat gewiß einen Boden, und eine Ruthe ertrinkt nicht. Feuer aber, das ist es, was sie nicht vertragen kann, und davon soll sie umkommen.“

Und des anderen Tages gleich ging er zu einem Bäcker, der eben den Backofen heizte, und sah zu.

„Es brennt wie in der Hölle,“ sagte das Jaköbchen; „man muß den Rock ausziehen, sonst schwitzt man zu sehr.“

Er hing den Rock auf ein Schüreisen und wartete, bis der Bäcker einmal hinaus gegangen war; dann nahm er das Schüreisen, schob rasch den Rock in die Gluth, ließ den Schieber vor das Loch fallen und machte sich davon.

Als der Bäcker den Schieber wieder aufzog, flog ein glühendes Ding heraus mit einem langen Schwanz, dicht an seinem Gesicht vorbei, daß er schnell drei Kreuze schlug, weil er dachte, das müsse der Böse sein. Aber es war nur die Ruthe. Hui! ging es hinter dem Jaköbchen, der eben in den

Pfarrgarten steigen wollte, wo die Früchirschen reif waren, und die Hiebe flogen auf seinen Rücken, daß die Funken herumstoben. „Au weh!“ jammerte der Junge, „das brennt, das brennt!“ — „Soll's auch,“ rief die Ruthe und schlug, bis er umfiel.

Er war nun krank und mußte im Bett liegen, und die Ruthe lag auch mit im Bette. Als er wieder gesund war, machte er keinen Versuch mehr die Ruthe abzuschaffen. Er sah ein, daß ihm nichts von der Ruthe half und daß er brav werden müsse. Um seine alten Kameraden kümmerte er sich gar nicht mehr und wurde schließlich wirklich der beste und fleißigste Junge im Dorfe. Wenn man ihn fragte, was ihn so verändert habe, so wurde er roth und schwieg, denn er schämte sich zu sagen,



daß ihn die Ruthe dazu gebracht habe. Später aber hatte er seine Freude daran, daß er von allen angestaunt und gelobt wurde. Er wäre um die Welt nicht wieder der alte geworden.

Der Sanct Michael-Tag kam heran, und in der Nacht vorher konnte das Jaköbchen nicht einschlafen. Er mußte immer und immer wieder an den Zuckerdütenbaum denken; und er dachte, daß dies gewiß die zweite Nacht sei, in der er blühen würde, und hatte gar nicht Unrecht. Diesmal sah er nun zwar nichts davon, aber dafür geschah ihm etwas anderes.

Gegen Mitternacht war es, da kroch die Ruthe neben ihm auf die Bettdecke heraus und sprach: „Leb wohl, Jaköbchen, denn unsre Kameradschaft hat heute ein Ende; du brauchst mir nur noch das Fenster zu öffnen.“

„Ach,“ sagte der Junge, „sehe ich dich niemals wieder?“

Aber er bekam keine Antwort, und wie er das Fenster aufgeriegelt hatte, wischte die Ruthe hinaus.

„Schade,“ dachte das Jaköbchen; „sie war ein guter Kamerad und sie hat mir's gar nicht nachgetragen, daß ich sie dreimal habe umbringen wollen.“ Und er kam sich ordentlich einsam vor. Eben trat er vom Fenster weg und wollte es schließen, da fuhr etwas herein und fiel mit einem Klaps auf die Dielen. Der Junge erschrak und sprang auf die Seite. Als er Licht machte, sah er, daß es eine richtige Zuckerdüte war; ein weißer Zettel klebte

darauf, der zeigte die gedruckten Worte: Für meinen guten Kameraden.“

In einer Ecke des Schulhofs wuchs ein merkwürdiges Gesträuch. Niemand hatte erst Acht darauf, aber es ging so schnell mit dem Wachsen, daß der Lehrer schon nach einem Jahre die Strafruthen davon schnitt. Und als das Jaköbchen sich eines Tages die vielen Reiser besah, aus denen es aufgesproßt war, kamen die ihm so bekannt vor, und er hätte wetten mögen, daß es seine alte Ruthe sei, aus der der Strauch entstanden war.

Der kleine Bettler.

Von

Julius Lohmeyer.



Ach, ihr lieben Leute,
Helft doch meiner Noth,
Seht, ich habe heute
Noch kein Morgenbrot.

Möcht' ein Becklein kaufen;
Hunger thut so weh.
Barfuß muß ich laufen
Durch den tiefen Schnee.

Wär' der Winter linder
Käm' ich ja nicht her;
Glaubt, ihr reichen Kinder,
Betteln ist gar schwer.

Sitzt in warmer Stube
Ihr beim Mahl in Ruh,
Schau' ich armer Bube
Euch durch's Fenster zu.

Denk' ich: wär' gegeben
Mir ein einzig Mal
Solch ein fröhlich Leben,
Solch ein reiches Mahl;

Denke, wenn ich hätte,
Nur zur Winterzeit,
Solch ein weiches Bette,
Solch ein warmes Kleid —

O wie wacker wollte,
O wie brav ich sein!
Doch verlassen sollte
Ich mein Mütterlein?

Nein — dann laß ich Andern
Gern ihr Glück und Gut.
Weiter will ich wandern
Unter Gottes Hut.

Eule und Glühwürmchen.

Von

Georg Lang.

Eule rief, des Lichtes Feind:
Eitler Glühwurm, sag,
Meinst du, weil dein Lichtchen scheint,
Brächtest du den Tag?

„Ach, ich weiß, wie klein mein Licht,
Ohne deinen Spott;
Doch umsonst erschuf mich nicht,
Glaub's, der liebe Gott!

Leucht' ich auf dem Wiesenplan
Einer Blume nur,
Hab' ich schon genug gethan
Für die Heimathflur.

Wenn die Sonn' am Himmel prangt,
Glänzt der helle Tag;
Doch von keinem wird verlangt
Mehr, als er vermag!“



Von
Friedrich Gull.

1.

Mit **H** bin ich die wunderbare Uhr,
Die dich lebendig hält, in deinem Leibe,
Mit **S — c — h** ein Wichtelmännchen nur,
Ein possenhafter Schalk zum Zeitvertreibe.
Ein **m** hinein, ist's der am Ersten nagt
Und dann den Zweiten gleich von dannen jagt.

2.

Im Abendrothe siehst du mich,
doch in der Morgenröthe nicht;
Im Bienensummen hörst du mich,
doch in dem Ton der Flöte nicht;
Am Laubfrosch wirst du mich gewahr,
doch an der Unk' und Kröte nicht.
Ich bin in jeder Ritterburg,
jedoch im Fürstenschlosse nicht,
Bin in des Heeres Vortrab und
im Nachtrab, doch im Trosse nicht.
Ich bin im dumpfen Bombenknall,
in anderem Geschosse nicht.

3.

Er hat 'nen Fuß und keinen Stiefel dran,
Er hat ein Haupt und darauf keinen Hut;
Man dichtet ihm auch einen Mantel an,
Den er nur selten ganz herunter thut.
Wen er getragen je auf seinem Rücken,
Gedenkt der Stunde allzeit mit Entzücken.

Von
Otto Sutermeister.

1.

Der Becker thut's, das Kindlein ist's —
Was ist's?

2.

Gleich heißt er dort, gleich heißt er hie:
Im Haar, auf dem Berg, auf dem Kiseriki!

3.

Dem Buche thu' ich's, wenn's nach meinem Sinn,
Dem Bahn, wenn sein ich überdrüssig bin,
Und meinem Anzug täglich ohnehin.

4.

Wie eine deutsche Münze hieß, heißt heut noch manch ein
Schiff,
Und auch ein Componist heißt so von seinem Ton und
Griff.

5.

Seht mir einmal die Navität:
Da, wo die Sonne untergeht,
Ist das, was mir mein Schneider näht.

6.

An Ruf und Ehre, wie in Buch und Tuch
Gedeiht's zum Aergerniß, wohl gar zum Fluch;
Wohnt aber einer drin vergnügt, dann freilich
Ist's schon ein anderes und ganz verzeihlich.

Auflösung der Räthsel Seite 126.

Räthsel von **Friedrich Gull.**

1. Trappe, Treppe, Truppe. 2. Drei, Fuß, Dreifuß. 3. Das I. 4. Reinheit und Feinheit.

Räthsel von **Robert Löwike.**

1. Spiegel. 2. Richte. 3. Die Zähne. 4. Kette, Rutte.





von Robert Löwike.

In den einzelnen Feldern jedes der folgenden Quadrate unter Nr. 1—6 findet ihr unregelmäßig vertheilt die Buchstaben, aus welchen sich die ersten 3—7 Wörter, die den Anfang eines ganz bekannten Liedes bilden, leicht zusammensetzen lassen.

I.

e	t	a	n	3
h	e	u	i	b
a	n	i	r	a
n	e	m	e	t'
e	n,	k	h	e

III.

f	o	b	i
e	M	i	m
r	e	k	a
u	d	m	u

V.

t	e	d	i	u
i	g	e	M	i
m	a	D	e	m
e	B	ä	r	e
r	o	f	u	f

II.

i	h	m	h	e
f	3	r	e	n
b	t	a	n	e
g	e	n	u	6
e	n	d	f	ü

IV.

i	r	n	e
b	m	e	f
t	e	v	i
3	f	i	2c.

VI.

r	o	f	e	n
t	r	b	ß	v
n	e	M	o	ch
o	g	u	r	i
n	u	h	i	m

VII.

„Ich habe drei Sorten Tauben,“ sagte Fritz zu einem seiner Mitschüler, „im ganzen 20 Stück, und für alle zusammen habe ich grade 20 Mark bezahlt. Von der billigsten Sorte kostet jedes Stück 50 Pfennige, von der mittleren 75 Pfennige, von der theuersten 1 Mark 50 Pfennige. Nun sollst du heraus finden, wie viel Tauben von jeder der drei Sorten ich habe, wenn ich noch hinzufüge, daß die Anzahl der einen Sorte genau gleich der Anzahl einer der beiden anderen Sorten ist.“

VIII.

Die Zahlen 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, lassen sich in die einzelnen Felder des obigen Quadrats so vertheilen, daß man immer die Summe 15 erhält, wenn man die 3 Ziffern einer wagerechten Reihe, oder die einer senkrechten, oder auch die einer schrägen Reihe zusammenzählt. Wie sind die Zahlen zu vertheilen?

Auflösung der Knackmandeln Seite 127.

I.

Wenn man hinunter steigt von unsern Höhen
Und immer tiefer steigt, den Strömen nach,
Gelangt man in ein großes, ebnes Land,
Wo die Waldwasser nicht mehr brausend schäumen,
Das Korn wächst dort in langen, schönen Auen
Und wie ein Garten ist das Land zu schauen.

II.

Durch diese hohle Gasse muß er kommen;
Es führt kein andrer Weg nach Kühnacht — Hier
Vollend' ich's — die Gelegenheit ist günstig.
Dort der Hollunderstrauch verbirgt mich ihm,
Von dort herab kann ihn mein Pfeil erlangen;
Des Weges Enge wehret den Verfolgern.

III. Die gedachte Zahl heißt 9. IV. Die gedachte Zahl heißt 10. V. Die gedachte Zahl heißt 20.
VI. Die drei gedachten Zahlen sind 60, 20, 4.

